

# PRO

Das christliche Medienmagazin

## **COUNTRY-STAR, JUNKIE, PREDIGER**

Vor 20 Jahren starb  
Johnny Cash ➤ s.24

## **WIE VIEL ONLINE- ZEIT IST OKAY?**

Tipps für verantwortliches  
Surfen ➤ s.12

## **MODERATORIN BETTINA TIETJEN**

Im Dialog mit Gott  
➤ s.18

# FRIEDEN IM KRIEG

Wie der Krieg in der  
Ukraine den Glauben  
herausfordert



## Titelthema

**6 | PREDIGEN IM KRIEGSGEBIET** Zwei Pastoren berichten über Gemeindegarbeit unter Luftalarm

**8 | WIE WIRD FRIEDEN?** Einschätzungen des Friedensforschers Rafael Biermann zum Ukraine-Krieg

## Medien + Kultur

**12 | 64 STUNDEN ONLINE** Wie viel ist zu viel?

**14 | „SYSTEMPRESSE“ IST FÜR IHN KEIN SCHIMPFWORT** Uwe Vetterick ist gern Journalist in einem demokratischen Land

**17 | BEBAUEN UND BEWAHREN** Ein Impuls von Wirtschaftsredakteurin Dora Schöls

**18 | BETTINA TIETJEN UND DER GLAUBE** Die Moderatorin über ihre freikirchlichen Wurzeln

**21 | MEHR ARGUMENTE, WENIGER MEINUNG!** Medienkommentar von Hartmut Spiesecke

**22 | DINGENSKIRCHEN BEI INSTAGRAM** Ina Jäckel ist als Pfarrerin auch digital und im Fernsehen präsent

**24 | NÄHER ZU GOTT** Die spirituelle Reise des Sängers Johnny Cash

## Politik + Gesellschaft

**26 | DIE WUT DER CHRISTEN** Als Abgeordneter des Bundestages hat Frank Heinrich manche Christen gegen sich aufgebracht

**30 | „ICH FÜHLE MICH DEM LEBENSCHUTZ VERPFLICHTET“** FDP-Politiker Benjamin Strasser im Interview

**34 | DER PFEFFER-JÜNGER** Eine würzige Begegnung mit Kai Dräger



14

Uwe Vetterick, Chefredakteur der „Sächsischen Zeitung“ in seinem Büro

## Kirche + Glaube

**40 | DER LETZTE FUSSABDRUCK SOLL GRÜN SEIN** Nachhaltig leben und sterben

**43 | VERSKLAFT IM NAMEN GOTTES – UND DES PROFITS** Wie die Kirche von der Sklaverei profitierte





22

**Ina Jäckel, Pastorin,  
Instagrammerin und seit  
Neuestem auch im TV zu sehen**

4 | KURZ NOTIERT

43 | KINDERGLAUBE

33 | WEIMERS KLARTEXT

45 | KONTAKT +  
IMPRESSUM46 | KURZ REZENSIERT  
Lesen, hören und sehen

36

**Frank Heinrich blickt  
auf seine Zeit als  
Bundestagsabgeordneter  
zurück**

# Das Beste für die Menschen suchen

**Liebe Leserin, lieber Leser,**

wer mit Uwe Vetterick spricht, dem Chefredakteur der „Sächsischen Zeitung“, der erlebt einen sensiblen, zugewandten, auch nachdenklichen Gesprächspartner. Er spricht mit leiser, fast sanfter Stimme. Und wer ihm zuhört, merkt schnell, dass der 54-jährige Journalist wirklich etwas zu sagen hat. Seit 16 Jahren gestalten Vetterick und seine Redaktion in Dresden und Umgebung sehr erfolgreich Medien in einem schwierigen Umfeld: „Lügenpresse“-Vorwürfe und weit heftigere Angriffe sind an der Tagesordnung. Zugleich ringen die Beschäftigten im „Haus der Presse“ um gute, zukunftsfähige Informations- und Serviceangebote. Das ist Uwe Vetterick am wichtigsten: Niemals aufzuhören, das Beste für die Menschen zu suchen. In unserem PRO-Porträt auf Seite 14 lesen Sie, wie Chefredakteur Uwe Vetterick als leidenschaftlicher Demokrat und gläubiger Christ auch inmitten von umkämpften Themen wie Ukrainekrieg, Zuwanderungsstreit und Klimakrise immer wieder selbst Orientierung erhält – und anderen Orientierung vermittelt. Wie kann ein Mensch in solchen Stürmen heil bleiben? „Der Friede Gottes“, schreibt Paulus, „der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus“ (Philipper 4,7).

Dass dies keine Floskel ist, sondern erlebbare Realität, bekennen auch zwei Pastoren aus der Ukraine. Familie und Freunde sind geflohen, täglich sind die Zurückgebliebenen der Bedrohung durch Luftangriffe ausgesetzt. Ein normales, ruhiges Leben ist nicht in Sicht. Trotzdem können sie von einem inneren Frieden durch Jesus Christus sprechen. Und sie beten für ihre Feinde. Ihr Bericht auf Seite 6 bewegt mich sehr. Könnte ich das? Eine Antwort darauf bleibe ich mir selbst schuldig. Umso dankbarer bin ich dafür, dass ich in einem Land leben kann, in dem wir seit 78 Jahren Frieden haben und das sogar freundschaftlich mit seinen Nachbarn verbunden ist. Wir erleben gerade, dass das überhaupt nicht selbstverständlich ist!

Mein Wunsch für die Menschen in unserem Land ist, dass wir Frieden und Demokratie wirklich wertschätzen. Und bereit sind, dafür etwas zu tun. Das gilt insbesondere für unsere oft hitzigen Debatten. Ich wünsche mir, dass wir respektvoller miteinander umgehen und gemeinsam nach dem Besten für unser Zusammenleben suchen, statt Menschen mit anderen Ansichten als Feinde zu betrachten. Wie schön wäre es, wenn gerade wir als Christen auf diese Weise etwas vom Frieden Gottes weitergeben könnten!

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

*Christoph Irion*

**Christoph Irion | Geschäftsführer  
Christliche Medieninitiative pro**



PRO finanziert sich zum Großteil durch Ihre Spende.  
Spenden Sie für mehr christliche Werte in den Medien.  
Danke für Ihre Unterstützung!

► [pro-medienmagazin.de/spenden](https://pro-medienmagazin.de/spenden)



**Johann Jotzo startete aus Dankbarkeit für Gottes Segen in seinem Leben kurz nach seinem 90. Geburtstag eine Pilgerwanderung auf dem Lutherweg**

# Meistgeklickt

In den vergangenen zwei Monaten wurde auf der Website von PRO ein Artikel über die Hillsong-Kirche am häufigsten gelesen. Ein mehrteiliger Podcast auf einer anderen Plattform hatte sich unter dem Titel „Toxic Church“ kritisch mit der Freikirche auseinandergesetzt und dem Pastor des deutschen Ablegers unter anderem vorgeworfen, nicht verantwortungsvoll mit Geld umgegangen zu sein. Auch andere Medien griffen die Recherche auf. PRO hat daraufhin mit Hillsong-Pastor Freimut Haverkamp über die Anschuldigungen gesprochen.

Lesen Sie hier, was Freimut Haverkamp zu den Vorwürfen gegen Hillsong Germany sagt  
 ▶ [bit.ly/freimut-haverkamp](https://bit.ly/freimut-haverkamp)



**Freimut und Joanna Haverkamp sind Lead Pastors der Hillsong Church Germany**



## KURZ GEFRAGT

**PRO: Wie fällt das Fazit ihres Pilgerweges aus?**

Johann Jotzo: Ich bin glücklich und dankbar, dass ich es geschafft habe. Es war sehr emotional, als ich im Luther-Zimmer auf der Wartburg angekommen bin und mir die historische Tragweite dieses Ortes bewusst wurde. Ich habe geweint und meine Tochter hat mich in den Arm genommen.

**Aber es gab auch Rückschläge: Sie mussten ihre Aktion unterbrechen ...**

Im ersten Drittel der Tour hatte ich große Probleme. Nach Rücksprache mit meiner Familie und dem Therapeuten haben wir festgelegt, dass ich nur noch einen Teil der Etappen mitlaufe. Letzten Endes waren es knapp 250 der 400 Kilometer. Aber auch da gab es schöne Momente. Im hessischen Grünberg sind wir zufällig Zeuge eines Tauferinnerungs-Gottesdienstes geworden, der ganz viele tolle Elemente enthielt. Das war auch einer dieser Gänsehaut-Momente.

**Haben Sie schon weitere Pläne für die Zukunft?**

Erst einmal muss ich mich bei allen Menschen bedanken, die mich unterstützt haben. Bald nimmt der Verein „PRO Hechtsheim“ in meiner Mainzer Heimat seine Arbeit auf. Er soll Kindern helfen, die finanziell in Not sind und sich manches nicht leisten können. Aber auch sonst ist einiges auf dem Schreibtisch liegen geblieben, was ich in den nächsten Wochen noch abarbeiten muss.

**Vielen Dank für das Gespräch.**



Lesen Sie hier einen Bericht über die Wanderung:

▶ [pro-medienmagazin.de/90-jaehriger-pilgert-aus-dankbarkeit](https://pro-medienmagazin.de/90-jaehriger-pilgert-aus-dankbarkeit)

**PRO** 74% **zent**

Rund drei Viertel der Menschen in Deutschland finden die Kirchensteuer nicht mehr zeitgemäß. Das geht aus einer repräsentativen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Yougov hervor. Demnach gaben 74 Prozent der Befragten an, dass sie das Einziehen der Kirchensteuer für nicht mehr zeitgemäß halten. 13 Prozent widersprachen in der Umfrage. Weitere 13 Prozent machten keine Angaben oder haben keine Meinung zu dem Thema.

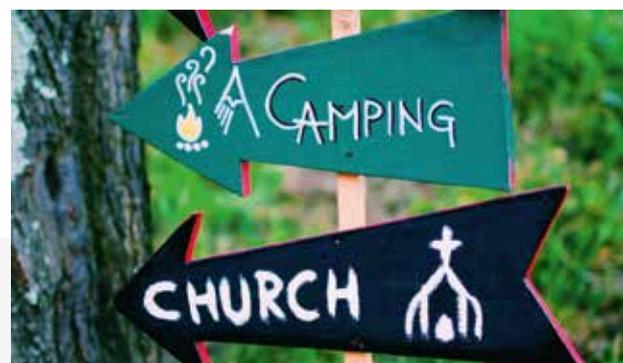
## Religionsfreiheit unter Druck

In vielen Teilen der Welt steht die Religions- und Weltanschauungsfreiheit „unter Druck“. Zu diesem Ergebnis kommt der „3. Ökumenische Bericht zur Religionsfreiheit weltweit“, der Anfang Juli vorgestellt wurde. Darin wird die Gesamtsituation als „bedrängend“ beschrieben. Daher bleibe der Einsatz von Kirchen und Religionsgemeinschaften für Religionsfreiheit „unverzichtbar“. Der Bericht unterstreicht den menschenrechtlichen Charakter der Religionsfreiheit. Hotspots der Repression seien vor allem autoritäre und „einige“ muslimische Länder.

Obwohl in Deutschland das Recht auf Religionsfreiheit in der Verfassung geschützt ist, sei in der sozialen Wirklichkeit zu beobachten, dass diese nicht für jeden immer und überall voll gelebt werden kann. Ursachen seien Pluralisierung, Säkularisierung sowie zunehmender Populismus und Extremismus. So führe laut dem Bericht die zunehmende Säkularisierung zu einem schwindenden religiösen Verständnis bei Entscheidungsträgern. Außerdem führt der Bericht für das Jahr 2020 insgesamt 2.351 antisemitische, 1.026 islamfeindliche, 141 christenfeindliche und 37 auf sonstige Religionen bezogene Straftaten auf.

## Aufgepinnt

Das Internet-Portal „church4night“ vermittelt Campingstellplätze auf kirchlichen Grundstücken, in Pfarrgärten und in der Nähe von Pfarrhäusern. Viele Kirchengemeinden verfügten über „Grundstücke in wunderschönen und idyllischen Lagen“, heißt es vonseiten der Initiative. Die Stellplätze auf Kirchengrund eignen sich für eine Unterbrechung der Reise und als Ausgangspunkt für Touren in die Region. Verantwortet wird das Portal vom Pfarrer der Markus-Gemeinde am Elm in Evessen in der Nähe von Braunschweig. Insgesamt ist das Angebot an Stellplätzen auf Kirchengrund noch sehr überschaubar. Allerdings lädt das Portal Kirchengemeinden zum Mitmachen ein.



Bitte hier entlang zum Camping auf dem Kirchengelände



**„Die Hoffnung für eine Christin wie mich besteht darin, dass die Frohe Botschaft wieder greift und die Kirchen Wege finden, die Menschen für sie zu begeistern.“**

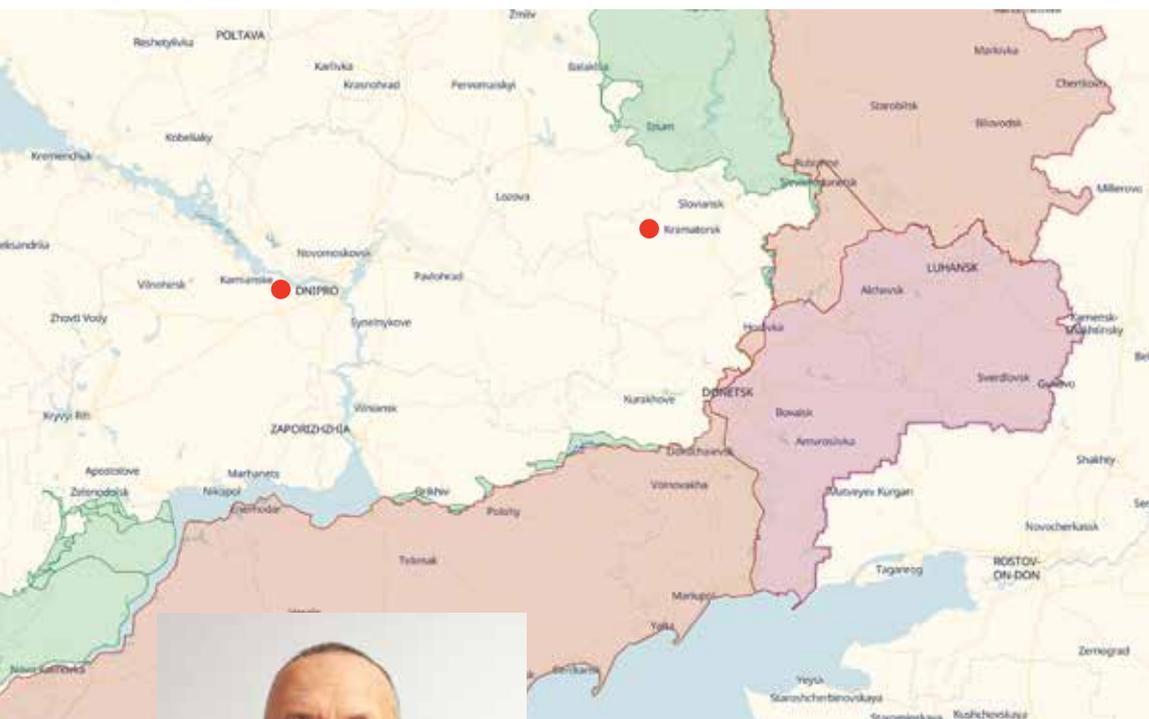
Malu Dreyer (SPD), Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz und Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, im Interview der „Herder Korrespondenz“

# Predigen im Kriegsgebiet

Yuriis Gemeinde im ukrainischen Kramatorsk floh fast komplett vor den Russen. Heute predigt er sonntags vor 1.000 Menschen. Andrej spricht vom Frieden im Herzen, obwohl in der Nähe seiner Stadt der Krieg tobt. Zwei Pastoren berichten, wie sich Menschen trotz allem – oder gerade deswegen – Gott zuwenden.

Aufgezeichnet von Nicolai Franz

**Besetzte (rot) und zurückeroberte Gebiete (grün) im Osten der Ukraine, Stand 18. Juli. Aber auch Städte hinter der Front werden regelmäßig Ziel von russischen Luftangriffen, so auch Dnipro und Kramatorsk, wo die Pastoren Yurii und Andrej Gottesdienste feiern.**



**Andrej, Pastor in Dnipro**

**„Die Russen sind unsere Feinde, aber ich bete für sie“**

Ich bin Pastor einer Ortsgemeinde in Dnipro und leite einen kleinen Verband von Freikirchen in der Ukraine. Sieben Gemeinden gehören dazu. Die meisten Menschen in russischsprachigen Ländern folgen der Erzählung, dass man orthodox sein müsste, um ein echter Slawe zu sein. Deswegen sehen viele Menschen Protestanten als Sektierer. Trotzdem gibt es in

der Ukraine viele evangelikale Gemeinden: Baptisten, Pfingstler, Charismatiker. Meine Gemeinde, die Partner des „Bundes Freier evangelischer Gemeinden“ in Deutschland ist, ist ein kleiner Teil davon. Ich predige fast jeden Tag, wir treffen uns mit zwei Kleingruppen am Mittwoch und Donnerstag.

Man gewöhnt sich an den konstanten Druck des Krieges. Ich kann mir manchmal gar nicht vorstellen, dass er irgendwann enden wird und wir wieder so leben können wie vorher. Vor ein paar Wochen stand meine Stadt Dnipro nachts unter schwerem Beschuss. Alle 20 Minuten schlug ein Geschoss ein. Beängstigend.

Ja, wir beten dafür, dass Gott uns den Sieg schenkt und der Krieg aus der Ukraine verschwindet – mit so wenigen

Verlusten an Menschenleben wie irgend möglich, sowohl auf unserer als auch aufseiten Russlands. Wir haben eine lange Liste von Soldaten aus dem Umfeld der Gemeinde, für die wir beten.

Eigentlich tendieren Evangelikale zum Pazifismus, vor allem die Mennoniten. Doch der Krieg hat die Evangelikalen herausgefordert, ihre Haltung zu überdenken. Ich bin kein Pazifist. Und ich habe auch noch nie gehört, dass jemand seine Geschwister dafür kritisiert hätte, Kriegsdienst zu leisten.

Meine erste Botschaft an die Gemeinde nach Kriegsbeginn war: Unser Verteidi-



Fotos: privat

gungskampf ist ein gerechter Krieg. Was Russland tut, ist böse. Und wir müssen uns diesem Bösen widersetzen. Mit Gewehren. Mit Gebeten. Mit allem, was wir tun können.

Mir fällt es nicht schwer, für sie zu beten, auch wenn sie jetzt unsere Feinde sind. Aber ich bin enttäuscht von ihnen. Weil es so wirkt, als kehrten sie zu denselben kommunistischen Dämonen zurück, von denen sie früher beeinflusst waren. Sie scheren sich nicht um Menschenleben. Die Regierung lügt unaufhörlich. Und das Volk schluckt diese Lügen. Das ist der totale Kollaps des angeblichen Ideals eines christlich-orthodoxen Russlands. Sie kennen Gott nicht. Das zeigt sich in der Art, wie sie Krieg führen, wie sie ihre Soldaten behandeln und was diese wiederum den Zivilisten antun: All diese Vergewaltigungen, der Diebstahl – mir fehlen die Worte.

Die russischen Evangelikalen trauen sich nicht, den Mund aufzumachen und diesen Krieg als ungerecht zu verurteilen.



**Andrejs Gemeinde legt Wert auf Gemeinschaft**

Sie haben Angst vor Putin und sind den ganzen Tag der Propaganda ausgesetzt. Es ist wie damals in der KGB-Ära. Widerlich.

Aber Gott schenkt Frieden im Herzen. Das mag sich komisch anhören von jemandem, der in einem Kriegsgebiet wohnt. Es ist ein Frieden, der über unser Verstehen hinausgeht. Der Friede, von dem Paulus schreibt: Im Glauben bleiben, in Jesus bleiben. Dann bestimmt dich nicht mehr die Angst. Diesen Frieden den Menschen zu zeigen, sehen wir als unsere Aufgabe.

Was mir Hoffnung gibt? Es gibt nur eine Hoffnung: Christus.



**Yurii, Pastor in Kramatorsk**

## „Das ist eine Erweckung“

Meine Gemeinde ist in Kramatorsk, 30 Kilometer von Bachmut entfernt, nahe an der Front. Du liegst zu Hause im Bett und hörst ein Geräusch: Eine Rakete? Ein Flugzeug? Wenn es wirklich eine Rakete ist, hast du ein paar Sekunden. Also keine Zeit, in einen Bunker zu flüchten.

Ich gehe gerne abends spazieren und beobachte die großen Wohngebäude. Mit der Zeit wurden es immer weniger Fenster, hinter denen Licht brannte. Vor der Invasion lebten 250.000 Menschen hier, jetzt sind es noch an die 70.000, inklusive der Soldaten. Von 78 Gemeindegliedern sind nur vier geblieben, alle anderen sind geflohen. Ich habe sie auch zum Gehen ermutigt, weil es einfach nicht sicher ist. Mit der Gemeindegemeinschaft haben wir einfach weitergemacht. Wobei meine Frau sagt, manchmal müsste ich eher „ich“ sagen statt „wir“. Aber ich will nicht stolz sein. Ich bin Teil eines Teams: Vater, Sohn, Heiliger Geist und dann noch der kleine Yurii. Ich fühle mich nicht allein.

Wir haben bei der Evakuierung geholfen, haben Lebensmittel, Medizin und Kleidung verteilt. Und das Evangelium gepredigt. Die Menschen, denen wir geholfen haben, kamen irgendwann zu uns in den Gottesdienst, viele wurden Christen. Und es wurden immer mehr. Mittlerweile haben wir vier Gottesdienste pro Sonntag, insgesamt 920 bis 1.000 Menschen. Das ist eine Erweckung. Ein Wunder. Gott nutzt diesen Krieg, um Menschen zu sich zu führen.

Manche von ihnen waren früher orthodoxe Christen, die aber vom Evangelium noch nie etwas gehört haben. Sie wissen nicht, warum Jesus gekommen ist, warum

er am Kreuz gestorben ist, dass gute Taten niemanden retten. Sondern nur Jesus.

Man kann sich fragen, warum Gott all das Leid in meinem Land zulässt. Die Hauptbotschaft aus der Bibel dazu ist: Gott geht mit uns durch dieses Feuer. Er hat versprochen, bei uns zu sein. Er hat trotz allem die Kontrolle. Ich habe Gott gefragt: Warum muss ich durch dieses Chaos gehen? Er hat mir geantwortet: Ich will dich reinigen, Yurii. Johannes der Täufer hat gesagt, Jesus wird uns taufen mit dem Heiligen Geist und mit Feuer. Ich werde geläutert, damit die Menschen in mir immer mehr Jesus erkennen. Versteh mich nicht falsch, das ist kein Spaß. Ich würde auch lieber ein unbescholtenes Leben in Kanada genießen. Aber ich glaube, dass Gott mich hier gebrauchen will, weil es niemals eine größere Gelegenheit gibt, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, als jetzt.

Meine Frau ist mit meinen beiden Kindern mittlerweile in Kanada. Im Frühjahr habe ich sie zum ersten Mal seit einem Jahr gesehen. Wir haben uns umarmt, geküsst, wir haben geweint und Gott gebeten, dass er diesen Krieg beendet. |



**Taufe im Planschbecken: Seit Kriegsbeginn sind viele Menschen zu seiner Gemeinde hinzugekommen, erzählt Yurii**



**KRIEG IN DER UKRAINE**

# Wie kann es Frieden geben?

Seit anderthalb Jahren herrscht Krieg in der Ukraine. Auf ein baldiges Ende deutet derzeit nichts hin. Wie kann Frieden werden? Der Friedens- und Konfliktforscher Rafael Biermann über Kalkül im Krieg, die Rolle der Kirche und verpasste Chancen in der internationalen Politik.

**Jonathan Steinert**

**PRO: Nach dem Beginn des Krieges in der Ukraine wurde in der deutschen Öffentlichkeit sehr schnell und sehr laut nach Waffen für die Ukrainer gerufen. Stimmen, die eine Friedenslösung anmahnten oder gar pazifistisch jegliche Waffenlieferungen ablehnten, erhielten oft heftigen Gegenwind. Wie haben Sie diese Debatte wahrgenommen?**

Rafael Biermann: Diese Beobachtung teile ich. Ich finde auch, dass die evangelische Kirche zu schnell in den Ruf nach Waffen eingestimmt ist. Das Problem ist, dass diejenigen, die sich gegen Waffenlieferungen aussprechen, keinen alternativen Weg aufzeigen können. Auch aus christlicher Perspektive ist es schwierig, das zu bewerten. Einerseits haben wir es mit einer Aggression und einem legitimen Selbstverteidigungsrecht zu tun; andererseits

vielleicht ein Kompromiss möglich. Oder wenn Russland die Kosten durch die Sanktionen zu hoch werden, oder es kommt zu weiteren Putschversuchen gegen Putin. Das Schwierige, gerade für Christen, ist, dass wir von außen in einer Situation wie jetzt ohnmächtig sind, weil jeder Wunsch nach Frieden ins Leere läuft.

**Öfter wird die Kritik vorgebracht, der Westen habe Russland provoziert, indem die Nato immer weiter nach Osten erweitert wurde bis an russisches Territorium hinan. Was ist da dran?**

Russland trägt klar die Hauptverantwortung für diesen Krieg. Aber ich denke, dass der Westen eine indirekte, nicht beabsichtigte Mitverantwortung trägt. Der Zusammenbruch des Ostblocks und der Sowjetunion zwischen 1989 und 1991 war eine historische Wegscheide. Sie hat Russland in eine tiefe Wirtschafts-, aber auch

Widerstand Russlands gegen die Nato-Erweiterung gezielt antiwestlich instrumentalisiert.

**Beim Nato-Gipfel im Juli ging es auch um den Beitritt der Ukraine zu diesem Bündnis. Der Ukraine wird in Aussicht gestellt, unter bestimmten Bedingungen irgendwann eingeladen zu werden. Selenskyj ist darüber verärgert, dass es keinen Termin dafür gibt. Wie ist das zu bewerten?**

Schon beim Nato-Gipfel 2008 wollte der damalige amerikanische Präsident George W. Bush eine Einladung an die Ukraine und Georgien aussprechen, der Nato beizutreten. Bundeskanzlerin Merkel und der französische Präsident Sarkozy waren dagegen. So entschied man sich für einen Mittelweg: eine Beitrittsperspektive, aber ohne konkreten Zeitrahmen. Das gilt bis heute. Diese Entscheidung kann man völ-

**„Die Ukraine hat eine Entscheidung getroffen: Wir wollen zur westlichen Wertegemeinschaft gehören. Deshalb fände ich es sehr schwierig, die Ukraine in dieser Situation allein zu lassen.“**

haben wir die Lage, dass weder der Angreifer noch der Angegriffene gegenwärtig gewillt ist, substantielle Zugeständnisse für einen Friedensschluss zu machen. Die Ukraine wäre dafür derzeit auch in einer schlechten Position. Würde Selenskyj zum jetzigen Zeitpunkt territoriale Zugeständnisse machen, wäre er sein Amt los.

**Wie kann es denn Frieden geben?**

Im Moment müssen wir abwarten, bis sich ein Fenster der Möglichkeiten eröffnet für Friedensverhandlungen oder eine Mediation. Meine Erfahrung aus solcher Art von Konflikten ist, dass es erst dann zu einem Friedensschluss kommt, wenn beide Seiten den Eindruck haben, sie gewinnen durch den Frieden mehr als durch die Fortsetzung des Krieges. Das ist ein Kosten-Nutzen-Kalkül. Gegenwärtig ist das Kalkül auf beiden Seiten: Wir kämpfen weiter.

**Wann könnte das Kalkül anders lauten?**

Etwa wenn die Ukraine zum Beispiel sagt: Wir müssen jetzt einlenken und geben die Krim verloren. Auf dieser Basis wäre dann

in eine Identitätskrise gestürzt. Der Warschauer Pakt, das Verteidigungsbündnis des Ostblocks, wurde aufgelöst, die Nato hingegen nicht. Sie wurde im Gegenteil erst um Ostdeutschland erweitert, später um Polen und andere ehemalige Ostblockstaaten. Hätte es Alternativen gegeben, etwa ein ganz neues Verteidigungsbündnis, das Russland, Europa und die USA einbezieht? Vielleicht ist damals eine historische Chance verpasst worden für eine neue Sicherheitsarchitektur, die heute zu einer anderen Konstellation geführt hätte. Es war eine Dilemmasituation: Auf der einen Seite das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das auch für die ehemaligen Staaten des Warschauer Paktes gilt und die freie Bündniswahl einschließt. Auf der anderen Seite die Sicherheitsbedürfnisse Russlands, die wir im Glücksmoment des Mauerfalls unterschätzt haben. Denn der damalige Präsident Jelzin war bereit, mit der Nato zusammenzuarbeiten, trotz ihrer Erweiterung. Dessen Nachfolger Putin jedoch hat mit seinem rückwärtsgewandten Welt- und Geschichtsbild den inneren

lig unterschiedlich bewerten. Man könnte sagen: Die deutsche und französische Position war richtig, weil ein Nato-Beitritt zu Instabilität geführt hätte. Aber man kann auch argumentieren, dass der Kompromiss ein unbestimmtes Zeitfenster geschaffen hat, in dem Russland die territorialen Realitäten noch einmal verschieben konnte, was nach einem Beitritt dieser Länder zur Nato nicht mehr möglich gewesen wäre. Insofern wäre 2008 eine klare Entscheidung für oder gegen einen Beitritt mit rascher Umsetzung besser gewesen. Aktuell ist nicht damit zu rechnen, dass die Nato die Ukraine aufnimmt, solange sie sich im Krieg befindet. Offensichtlich bleibt dies auch ein Unterpfand für eine Friedenslösung mit Russland.

**Warum sollte Deutschland mit der Ukraine ein Land unterstützen, das keine „lupenreine Demokratie“ ist? Auf dem Korruptionsindex liegt die Ukraine auf Rang 116 (Deutschland: 9; Russland: 137), auf dem Demokratie-Index auf Rang 92 (Deutschland: 5; Russland: 144).**

Die Ukraine befindet sich in einer raschen Transformation von einem klassischen postsowjetischen Staat hin zu einem demokratischen Staat. Die Richtung stimmt – und sie ist deutlich entfernt von dem, was wir derzeit in Russland vorfinden, das sich zu einem autoritären Regime entwickelt hat. Aber es gibt immer noch Defizite, was Minderheitenschutz angeht, Korruptionsbekämpfung, Gewaltenteilung, die Einhaltung von Recht und Ordnung. Es ist aber auch eine geopolitische Frage: Wo soll der Demokratieraum Europas aufhören? Wie weit kann und soll man ihn ausdehnen und was überlässt man dem Einfluss Russlands? Die EU war sehr erfolgreich, in Ländern des ehemaligen Ostblocks demokratische Strukturen und europäische Normen zu etablieren. Aus meiner Sicht war diese Investition richtig. Aber die EU hat unterschätzt, wie sehr sich Russland davon provoziert fühlte. Also auch hier wieder ein Dilemma.

**Warum hat Putin ein Problem mit dieser Entwicklung in den Nachbarländern?**

Je stärker die Demokratisierung und die wirtschaftliche Erholung in der Ukraine voranschreitet, desto größer wird diese Ausstrahlung auch auf die Menschen in Russland: Das wollen sie auch haben. Das fürchtet Putin. Es ist letztlich ein Werte-Konflikt. Und wenn man sich die Entwicklung in der Ukraine seit den Maidan-Protesten 2014 anschaut, muss man sagen, die Ukraine hat eine Entscheidung getroffen: Wir wollen zur westlichen Wertegemeinschaft gehören. Deshalb fände ich es sehr schwierig, die Ukraine in dieser Situation allein zu lassen. Ich glaube, Russland bewirkt mit dem Feldzug das Gegenteil dessen, was es beabsichtigt: Es versucht, die Ukraine zu kontrollieren, aber es hat sie verloren. Was wir hier erleben, ist der Aufbau einer Erbfeindschaft, die sich über Jahrzehnte oder länger hinziehen kann.

**Der Ökumenische Rat der Kirchen bemüht sich, die Kontakte zu den ukrainischen orthodoxen Kirchen und auch zur russisch-orthodoxen Kirche aufrecht zu erhalten und Gespräche zu führen. Welche Chance liegt darin, auf diesem Weg zum Frieden beizutragen?**

Frieden vollzieht sich nicht nur dadurch, dass Regierungen Abkommen schließen, Frieden vollzieht sich auf allen Ebenen.

Da sind diese Verbindungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen über Grenzen hinweg wichtig. Ich glaube, es ist gut, mit der orthodoxen Kirche Russlands nicht zu brechen. Wir müssen aber auch nüchtern sein. Die orthodoxe Kirche hat das zentrale Problem, dass sie national organisiert ist. Das führt im Fall eines politischen Konflikts auch zu einem Konflikt zwischen den Kirchen. Das zweite Problem ist, dass Kirche und Staat nicht getrennt sind. Das ist fatal und macht den religiösen Dialog schwierig. Wir sehen hier, wie auch in den Konflikten um das Kosovo und um Zypern, dass die orthodoxe Kirche – die serbische und die griechische in diesen Fällen – zentrale Treiber der Konflikte sind. Auf der anderen Seite wissen wir, dass es im niederen Klerus durchaus Strömungen gibt, die sich von der offiziellen Politik der orthodoxen Kirche zur Ukraine distanzieren. Da kann man anknüpfen. Aber wir müssen berücksichtigen, dass diese Menschen mit ihrer Position in Russland extrem gefährdet sind.

**Russland ist auch in den deutschen Medien zu einer Art Feindbild geworden. Ist das ein natürlicher Vorgang oder sehen Sie darin eher ein Defizit der Berichterstattung?**

Ein Schulterchluss-Effekt gegen Russland als Angreifer ist natürlich. Trotzdem sollten wir uns um Differenzierung bemühen. Es wird eine Zeit nach Putin und nach dem Krieg geben, eine Zeit, wo wir mit Russland friedlich zusammenleben und gemeinsam internationale Politik gestalten müssen. Dafür müssen wir den Boden bereiten. Ein Feindbild trägt nicht dazu bei, denn es muss ja dann korrigiert werden. Das zweite ist: Wenn es um Friedensverhandlungen geht, ist es wichtig, nüchtern und differenziert die Möglichkeiten einzuschätzen. Je stärker wir in einem antagonistischen Bild verhaftet sind, desto schwerer ist es, nüchtern abzuwägen. Wir als nicht direkt vom Krieg betroffenes Land sollten uns daher auch selbstkritisch fragen: Was haben wir selbst verkehrt gemacht?

**Was hat Deutschland verkehrt gemacht?**

Die deutsche Außenpolitik war in den vergangenen 20 Jahren zu sehr und zu freundlich auf Russland fixiert. Die Bedeutung der anderen postsowjetischen Staaten hat sie zu wenig beachtet und nur minimale Beziehungen zu ihnen gepflegt



**ZUR PERSON**

**Prof. Dr. Rafael Biermann, geboren 1964, ist seit 2010 Professor und Leiter des Lehrstuhls für Internationale Beziehungen an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Vor seiner akademischen Laufbahn war er unter anderem im Bundesministerium für Verteidigung sowie im Bundeskanzleramt tätig. Von 2016 bis 2018 war er Berater für das Außenministerium. In seiner Habilitationsschrift befasste er sich mit dem Scheitern der internationalen Krisenprävention vor dem Kosovokrieg. Seine Doktorarbeit untersucht die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik im Zuge der Wiedervereinigung: „Zwischen Kreml und Kanzleramt. Wie Moskau mit der deutschen Einheit rang“.**

– in einem Habitus der Überheblichkeit. Dabei hat Polen Russland zutreffender eingeschätzt als wir. Wie kann es sein, dass wir entgegen der Warnungen unserer östlichen Nachbarn noch 2015 Nordstream 2 unterzeichnet haben, nachdem Putin die Krim annektiert hatte? Daraus sollten wir unsere Lehren ziehen und in einem Untersuchungsausschuss aufarbeiten, wo die Ausrichtung der deutschen Ostpolitik grundlegend nicht gestimmt hat. Moralische Entrüstung über den russischen Angriff greift zu kurz und sie verbaut den nüchternen Blick. Politik und Medien sollten sich mehr darum bemühen, Dilemmata, das Ringen um richtige Entscheidungen, das schwierige Abwägen zwischen Interessen und Werten zu kommunizieren, anstatt zu sagen: Es gibt nur diesen einen Weg und alle anderen sind falsch. Das ist eben nicht so.

**Herr Biermann, vielen Dank für das Gespräch! |**

WEIMERS  
KLARTEXT



Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

# Warum Traditionen so wichtig sind

Das Wissen um die eigenen Wurzeln gibt auch Orientierung für die Zukunft. Es ist gut, sich seiner Werte zu vergewissern.

**A**biturienten organisieren wieder Bälle, Bäcker bieten Brot nach alter Machart an, Dörfer feiern Ritterfeste, Marmeladen nach „Omas Rezepten“ erobern die Supermärkte, Fußballvereine betonen ihre Traditionen, Designer empfehlen Retro-Moden. Das Traditionelle ist plötzlich wieder gefragt. Für den wertebundenen Menschen, für Christen allzumal, kommt das nicht überraschend. Ist aber doch erfreulich. Sie wissen seit jeher, dass es keine Zukunft ohne Herkunft (Odo Marquardt) gibt. Sie schätzen die Vergangenheit und den höheren Seinsbezug als Quelle ihrer Identität. Christen pflegen eine instinktive Liebe zur Tradition und nur eine punktuelle Liebelei zum Fortschritt. Wenn nun die moderne Gesellschaft sich wieder interessiert für Glauben, Geschichte und Geschichten, für ihre Städte und Gebäude und auch ihre Friedhöfe, dann hat der Christ die innere Tür der Seele schon längst auf.

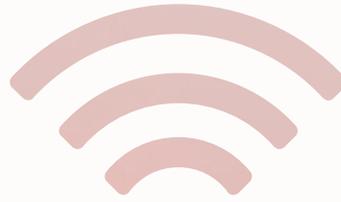
In Frankfurt werden die historische Mitte und Kirchenräume, in Berlin wie Braunschweig Stadtschlösser wieder aufgebaut, die eigentlich keiner braucht, wenn es nur um den Nutzen ginge. Aber die Menschen erkennen in ihnen offenbar aber den kulturellen Prägewert. Sie glauben nicht an ein Ende der Geschichte, sondern an immer neue Anfänge aus Geschichte.

Manchen galt die post-ideologische und ahistorische Zeit als Verheißung. Man schien zum Ende des 20. Jahrhunderts aus den Kerkern und Völkergefängnissen und Kriegen der Ideologien von Klassen- und Rassenwahn endlich herausgekommen und wähnte sich wahlweise am Ende der Geschichte oder im Paradies der Freiheit. Christen waren da skeptischer. Sinnstiftende Geschichten haben über Jahrhunderte das Selbstbild des Abendlandes geprägt, große Erzählungen, die am Ende auch eindimensionale Ideologien sein konnten – sie gestalteten das Korsett gesellschaftlichen Bewusstseins. Die schiere Existenz lang laufender Narrative entfaltete eine Macht, die Zeiten erst zu Zeiten, Nationen zu Nationen, Kulturen zu Kulturen machte. Heute haben wir viele große Erzählungen unserer Selbst, vor allem die christlichen, verloren. Viele sind zu kurzatmigen, kurzweiligen, kurzsichtigen Kollektiv-Existenzen degeneriert. Kaum ein Horizont der Deutschen reichte weiter zurück als 1933, wir kannten die langen Linien unserer Herkunft nicht, nicht einmal mehr ihre rudimentären Sagen. Der Politikwissenschaftler Thorben Lütjen diagnostizierte: „Uns sind die langen, manchmal sogar Generationen überspannenden Zeithorizonte abhandengekommen, die frühere Erzählungen auszeichneten und die so wichtig waren, um den langen Atem nicht zu verlieren.“ Wir hatten ihn verloren und hechelten nurmehr von Zeitgeist zu Zeitgeist, von Mode zu Mode, von Markt zu Markt. Wir verlernten in der Hatz nach dem Morgen, ein Gestern zu haben. Eine Kultur aber ohne Gespür für ihre Herkunft hat auch keine Zukunft.

Der Philosoph Hermann Lübbe hat den modernen Menschen als „Orientierungswaisen“ bezeichnet. Der Christ hingegen glaubte immer, dass es einen Vater gibt. Dass „Identität“ von zentraler Bedeutung ist. Sie spannt den Bogen vom Woher zum Wohin. Wenn sich das nun in der Alltagsmode ändert und die Menschen über Traditionen wieder nach ihrer Identität und ihrem Sinn suchen, dann kann das nur gut sein. Den Rest besorgt der Heilige Geist. |



**Wohin geht die Reise? Bewährte Werte und Traditionen können Orientierung geben, auch wenn Moden und Trends sich ändern.**



# 64 STUNDEN ONLINE

Wie viel Internetzeit ist für Kinder und Jugendliche okay und was ist zu viel? Experten halten eine Fokussierung auf die Dauer für falsch. Denn es komme darauf an, was der Nachwuchs online mache und wie er damit umgehe.

Swanhild Brenneke

**D**urchschnittlich 63,7 Stunden – so viel Zeit verbringen Jugendliche laut der „Jugend-Digitalstudie“ pro Woche im Internet. Etwa vier Stunden davon nutzen sie für Schule oder Ausbildung. Für die Studie ließ die Postbank 1.054 Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren in Deutschland befragen. Im Vergleich zu 2019 sei das ein Anstieg um 5,7 Stunden. 2022 war die Zahl laut Postbank aber noch höher: 67,8 Stunden verweilten Jugendliche da im Durchschnitt pro Woche im Netz.

Fast 64 Stunden klingt zunächst erschreckend viel. Doch die Zahl sei wenig aussagekräftig, sagen Experten. „Es geht nicht um die Zeit, die ein Kind oder Jugendlicher im Internet verbringt, sondern um das, was er oder sie dort tut“, sagt Achim Halfmann. Er leitet als Medienpädagoge die „Fachstelle Medien und Bildung“ am Bildungszentrum Bleibergquelle. Generell werde es immer schwieriger zu sagen, ob man online sei oder nicht. „Die digitale und nicht-digitale Welt wachsen immer stärker zusammen“, sagt Halfmann. Nur nach der Zeit zu schauen, die Kinder oder Jugendliche online seien, sei „der falsche Zugang zu dem Thema“.

Das sieht auch Reemt Itzenga so. Er ist Sozialpädagoge und Systemischer Berater bei „Return – Fachstelle Mediensucht“ in Hannover und unterstützt Jugendliche und Eltern zu Medien- und Internetthemen. Es sei wichtig, darauf zu schauen, was Jugendliche im Netz machten, und ihnen zu helfen, einen verantwortungsvollen Umgang damit zu lernen. Eltern sollten Interesse daran zeigen, was ihre Kinder auf Instagram, Tiktok oder in Online-Spielen machten, und sich erklären lassen, wie das funktioniere. Halfmann nennt das „Anschlusskommunikation“: In der Familie darüber reden, was die eigenen Kinder im Netz erleben. Das Vermitteln von Medienkompetenz und die Fähigkeit, die eigene Internetnutzung zu reflektieren, seien essenziell. Der Nachwuchs müsse lernen, was er im Netz von sich preisgeben könne und was lieber nicht. Es sei auch wichtig, sich bewusst dafür entscheiden zu können, gewisse Inhalte nicht anzuschauen, wenn sie einem

nicht guttäten. Außerdem gehe es darum, wertschätzende Kommunikation im Netz zu erlernen und zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, damit man zum Beispiel nicht auf Fake News hereinfalle.

Itzenga weist überdies darauf hin, dass man im sehr jungen Alter noch nicht eigenständig Verantwortung für die eigene Online-Nutzung übernehmen kann. Mit zwölf Jahren sei man damit zum Beispiel noch überfordert. Der Berater erklärt: Bis zum Alter von 13 oder 14 Jahren bräuchten Jugendliche noch Grenzen in der Nutzung, zum Beispiel bestimmte Zeitfenster pro Tag. Ab 15 Jahren gehe es um Begleitung: Jugendliche könnten sich dann eine festgesetzte Zeit pro Woche selbst einteilen. „Und ab 16 oder 17 Jahren geht es um das Loslassen: Da muss man auch mal Wertekonflikte aushalten, und man darf nicht zwanghaft am Kind festhalten.“ Der Sozialpädagoge rät Eltern auch, den Kindern zu Hause Anforderungen und Aufgaben zu übertragen – an das Alter angepasst. „Wenn Eltern keine Anforderungen an Jugendliche stellen, übernehmen das Online-Spiele“, sagt er. Zudem könne man so auch die gemeinsame Beziehung stärken, ebenfalls ein wichtiger Faktor.

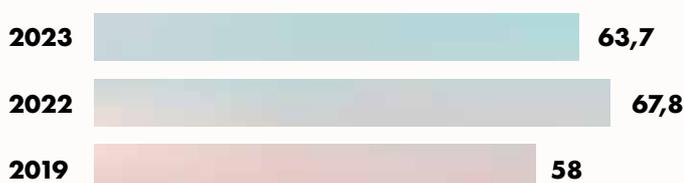
## Zahl digitaler Geräte nimmt zu

Generell müsse man mit dem Begriff „Internetsucht“ bei Jugendlichen vorsichtig sein. Das Alter von elf bis 15 Jahren sei eine sehr „exzessive“ Phase. „Es entwickelt sich sehr viel. Da wird immer ausgebrochen aus bestehenden Mustern, man distanziert sich von den Eltern.“ Genauer hinschauen sollten Eltern dann, wenn Jugendliche keinen Spaß mehr an ihren Hobbys hätten, keine Freunde mehr da seien und sie nicht mehr an die frische Luft wollten. Oder, wenn die Schule leide und sie ihre Pflichten dort und im Privaten dauerhaft nicht erfüllten. Beide Experten halten die jährlich erscheinende Studie „Jugend Internet Medien“

(JIM) für aussagekräftiger als die vorliegende der Postbank. JIM untersuche die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen detaillierter. Halfmann sagt, für 2022 zeige sie, „dass Kinder keineswegs aufgehört haben, in der Freizeit zu spielen oder Sport zu treiben“. Itzenga weist darauf hin, dass die aktuelle JIM-Studie nur von 3,4 Stunden Internetzeit pro Tag spreche – also knapp 24 Stunden pro Woche. Die Zahl bezieht sich allerdings auch auf ein größeres Altersspektrum, nämlich Zwölf- bis 19-Jährige. Was Jugendliche im Netz machen, sei unterschiedlich. Tendenziell

## INTERNETNUTZUNG IN STUNDEN PRO WOCHE VON 16- BIS 18-JÄHRIGEN

Quelle: Jugend-Digitalstudie der Postbank



würden Mädchen eher soziale Medien wie Tiktok oder Instagram nutzen und Jungen eher Computerspiele, sagen die Experten. Bei Online-Spielen „geht es um Wettkämpfe; darum, sich lebendig zu fühlen, eine Mission erfüllen und dafür belohnt zu werden“, sagt Itzenga. Mädchen sei eher Chatten, Austausch und das Pflegen von Kontakten wichtig. In den sozialen Medien sei für sie aber auch der Status wichtig. „Es geht viel ums Vergleichen“, sagt Itzenga. Zum Beispiel darum, wer wie viele Likes für einen Beitrag bekomme oder vergebe.

Die Erfahrungen der beiden Pädagogen und auch Studien zeigen, dass die Online-Zeit von Jugendlichen nach der Pandemie wieder gesunken ist. „Kinder und Jugendliche sind heilfroh, wieder Dinge unternehmen können, die sie während Corona nicht machen konnten“, sagt Halfmann. Itzenga stellt aber fest, dass nicht alle zu ihren Gewohnheiten vor der Pandemie zurückgekehrt sind. In seiner Beratung erlebe er immer wieder, dass nicht alle ihre Hobbys oder alten Strukturen wieder aufgenommen hätten und, dass die Zahl der digitalen Geräte zugenommen hat. „Es gibt pro Person mindestens ein Gerät mehr als vor der Pandemie“, sagt er. Das liege auch daran, dass mehr Schulen ihre Klassen mit Tablets ausgestattet hätten. Auch wenn das oft gelobt werde, sei das erst ab einem bestimmten Alter sinnvoll. Erst mit 13 oder 14 Jahren könnten Jugendliche so ein Gerät begrenzt selbstverantwortlich nutzen. Denn erst in diesem Alter setze die Reflexionsfähigkeit dafür ein. In jüngeren Jahren sei das Gerät zu faszinierend, sodass die Kinder ihre Nutzungsdauer und Aktivitäten noch nicht kontrollieren könnten. Das gelte für den Schulbetrieb genauso wie für die private Nutzung. Wenn das Thema Mediennutzung zum Dauer-Streitthema eskaliere und Eltern nicht weiter wüssten, sollten sie frühzeitig Hilfe holen, sagt Itzenga. Zum Beispiel bei Erziehungs- und Fachberatungsstellen. „Wichtig ist, dass man nicht sofort den Jugendlichen hinschickt, sondern die Hilfe auch für sich als Eltern in Anspruch nimmt.“ |

## Tipps für Eltern

### SO VERHELFFEN SIE IHREN KINDERN ZU MEHR EIGENVERANTWORTLICHKEIT IM NETZ:

- » Interesse zeigen: Lassen Sie sich von Ihren Kindern erklären, welche Apps und Spiele sie nutzen und was sie daran fasziniert.
- » Beziehung stärken, altersgerechte Anforderungen stellen und gemeinsame Aktivitäten außerhalb des Internets unternehmen: Lassen Sie Ihren Teenager eigenständig einen gemeinsamen Ausflug oder eine gemeinsame Radtour planen.
- » Im frühen Teenager-Alter: Feste Internetzeiten setzen und diese auch einhalten. Nicht über Zeiten verhandeln. Einen eigenen Account einrichten statt ein eigenes Gerät anschaffen. Diese „Familiengeräte“ nicht im eigenen Zimmer nutzen lassen, sondern im offenen Raum.
- » Filter für bestimmte Seiten oder Angebote einbauen: Sie schützen vor unerwünschten Inhalten, wie zum Beispiel Pornografie.
- » Vorbild sein: Wie oft sieht das Kind uns als Eltern am Smartphone? Haben wir als Eltern Hobbys und Aktivitäten außerhalb des Internets?
- » Im Zweifel: Frühzeitig Hilfe holen bei Erziehungs- und Fachberatungsstellen in der Nähe. Hilfe bietet zum Beispiel:

▶ [return-mediensucht.de](https://return-mediensucht.de)

» Eine Übersicht und Anlaufstellen nach Postleitzahlgebiet finden sich beim Fachverband Medienabhängigkeit:

▶ [fv-medienabhaengigkeit.de/hilfe-finden](https://fv-medienabhaengigkeit.de/hilfe-finden)





## ZUR PERSON

Uwe Vetterick, Jahrgang 1969, ist in Greifswald aufgewachsen. Ein Praktikum bei der „Emder Zeitung“ ebnete ihm nach der Friedlichen Revolution den Weg in den Journalismus. Er volontierte beim neu gegründeten „Greifswalder Tageblatt“ und der „Emder Zeitung“. Von 1993 bis 2006 war er bei der „Bild“-Zeitung tätig: als Redaktionsleiter für die Neuen Bundesländer sowie als stellvertretender Chefredakteur. Danach gehörte er für ein Jahr der Chefredaktion des „Tages-Anzeigers“ in Zürich an, bevor er 2008 Chefredakteur der „Sächsischen Zeitung“ wurde. Mehrmals wurde er zu einem der Journalisten des Jahres gewählt, einer Auszeichnung des Branchenmediums „Medium Magazin“. Er gehört der Jury des „Stern-Preises“ an (früher: „Nannen-Preis“). Vetterick ist verheiratet und hat zwei Kinder.

UWE VETTERICK

# „Systempresse“ ist für ihn kein Schimpfwort

Seit 2007 ist Uwe Vetterick Chefredakteur der „Sächsischen Zeitung“. Eigentlich wollte der gebürtige Greifswalder Theologie studieren. Doch die Friedliche Revolution stellte für ihn die Weichen in den Journalismus. Dass manche Menschen heutige Politik und Medien mit der DDR vergleichen, findet er absurd.

Jonathan Steinert

Das „Haus der Presse“ in Dresden ist ein idealer Platz, um die Stadt zu beobachten. Auf dem Dach des zwölfstöckigen Hochhauses, zweihundert Meter vom Elbufer entfernt am Rand der historischen Altstadt, gibt eine Terrasse den Blick in alle Richtungen frei: in unmittelbarer Nähe der sächsische Landtag, Zwinger, Semperoper, Residenzschloss, Frauenkirche. In der anderen Richtung das Gebäude der früheren Zigarettenfabrik „Yenidze“ mit seiner markanten Architektur im Stil einer Moschee, weiter entfernt die Höhenzüge entlang des Elbtals.

Das „Haus der Presse“, das Verlagshaus der „Sächsischen Zeitung“, steht mittendrin im Geschehen. Chefredakteur Uwe Vetterick, in Sneakers, Chinohose und hellblauem Poloshirt, hat sein Büro aber nicht hier oben, sondern im Erdgeschoss, gleich neben dem Newsroom der Redaktion. Eingerichtet mit Schreibtisch, Ikea-Sesseln und Beistelltischen. Papier liegt hier keines – Vetterick arbeitet komplett digital und glaubt, dass es seine Zeitung irgendwann auch nur noch in dieser Form geben wird. Die Außenwände des Hauses sind verglast. „Die Leute können von draußen sehen, was wir hier tun“, sagt er. Als Passant könnte man sogar den Bildschirm im Newsroom studieren mit den Kurven und Zahlen, die anzeigen, welche Online-Meldung der „Sächsischen“ wie oft aufgerufen wurde und wie viele Besucher gerade auf der Website sind.

Transparenz und Nähe zu den Menschen sind für Vetterick wesentlich. Nicht zuletzt wegen der Erfahrungen, die er mit seiner Redaktion während der Pegida-„Spaziergänge“ gemacht hat.

Die sogenannten Spaziergänge führten montagabends direkt am „Haus der Presse“ vorbei. Dass tausende Menschen vor den Arbeitsplätzen der Redakteure „Schämt euch, schämt euch“ und „Lügenpresse“ skandierten, sei verstörend gewesen, sagt Vetterick. Pegida habe das Stadtbild und die öffentliche Diskussion damals, ab Herbst 2014, dominiert – und die „Sächsische Zeitung“ in Mithaftung für das ganze System genommen. „Wir haben uns immer in einer Beobachterrolle gesehen, aber Pegida hat uns zur Partei in diesem Konflikt gemacht.“

Wie sollte die Zeitung darauf reagieren? Vetterick hat mit seiner Redaktion einige Jahre zuvor ein Motto für das regionale Blatt entwickelt: „Wir suchen das Beste für Sachsen und die Menschen, die hier zu Hause sind.“ Das Beste für die Stadt und die Menschen – darin waren sich die Journalisten einig – wäre es, wenn Pegida sich wieder auflöste. Dazu wollten sie ihren Beitrag leisten – mit investigativen Recherchen über die Hintermänner der Bewegung und ihre kleinkriminellen Machenschaften sowie durch eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Menschen, die bei Pegida mitliefen: Wer waren sie und was wollten sie wirklich? Und schließlich unterstützte die „Sächsische Zeitung“ publizistisch jene Initiativen, die sich gegen den polemischen Protest wandten oder ganz konkret dabei halfen, Probleme zu lösen – etwa indem die Zeitung über Menschen berichtete, die sich um Flüchtlinge kümmerten. In der Folge richtete die Zeitung auch einen Leserberat ein, dessen Besetzung jährlich wechselt und der einerseits Einblicke in die Redaktion bekommt, aber auch Feedback an die Journalisten gibt. Insgesamt seien die Leser zufrieden mit dem

Blatt, erklärt Vetterick. In Umfragen bewerteten zwei Drittel von ihnen die Zeitung mit den Schulnoten eins oder zwei. „Wir müssen demütig schauen, wo wir Fehler gemacht haben, dürfen uns aber auch nicht von einer Minderheit treiben lassen“, sagt Vetterick.

Eine Kurzfassung des Leitspruchs seiner Zeitung hat er mit großen weißen Buchstaben an der gelben Wand seines Büros stehen. „Suche das Beste.“ Dass das an einen Bibelvers aus Jeremia erinnert, sei „vielleicht kein Zufall“, gibt der Chefredakteur zu verstehen. Zwar sei es nicht sein Vorschlag gewesen, aber er kennt die Stelle dennoch gut.

### Traumjob Chefredakteur

Als Jugendlicher hat Vetterick vor, Theologie zu studieren. In seiner evangelischen Gemeinde in Greifswald erlebt er eine menschliche Zugewandtheit und geistige Freiheit, die er sonst in der DDR kaum kennt. „Die Gemeinde wurde mir zu einer geistigen und dann auch zu einer geistlichen Heimat“, sagt er. Hier entdeckt er den Glauben für sich. Eine Zulassung zum Lehramtsstudium ist ihm wegen seiner Konfirmation und seiner Mitarbeit in der jungen Gemeinde verwehrt. Also macht er zunächst eine Lehre zum Hafearbeiter mit Abitur in Rostock mit dem Ziel, anschließend Theologie zu studieren.

Doch da kommt die Friedliche Revolution dazwischen. Als im Frühjahr 1990 die ersten freien Volkskammerwahlen anstehen, schreibt er mit Freunden Texte über die Kandidaten, die in seiner Heimatstadt antreten. „Schulaufsatz-Niveau“, schmunzelt Vetterick heute über seine ersten publizistischen Gehversuche. Vor einer Kaufhalle verkaufen die jungen Männer ihre vierseitige Zeitung für ein paar Pfennige – und die stößt auf reges Interesse. Selbst Monate später noch, als Vetterick den Ausflug in den Journalismus längst abgehakt hat. Über das Impressum der Wahl-Zeitung machen Verleger aus dem Westen, die in der Region eine Zeitung gründen wollen und dafür fähige Leute suchen, Vetterick ausfindig. So kommt es, dass Chefredakteur und Verleger der Emdener Zeitung im Plattenbau im Kinderzimmer des damals 21-jährigen sitzen und ihm ein Praktikum anbieten. Vetterick ist hin- und hergerissen, denn eigentlich hat er ja anderes vor. Doch sein Vater unterstützt ihn dabei, die unerwartete Chance zu nutzen. Und schon nach dem ersten Praktikumstag weiß er: Ich will Chefredakteur werden.

Dieser Traum erfüllt sich 2007, als Vetterick – ohne Studium – nach Stationen unter anderem bei der „Bild“-Zeitung und dem „Tages-Anzeiger“ in Zürich bei der „Sächsischen Zeitung“ anfängt. „Ich habe tausend Gründe, um dankbar zu sein“, sagt er heute über seinen Weg. „Gott ist treu, das habe ich immer wieder erlebt. Wenn sich eine Tür schließt und man trotzdem an ihm festhält, öffnet sich eine andere, eine bessere Tür.“ Heute besucht Vetterick mit seiner Familie eine Gemeinde der Zeal-Church, einer jungen, mitteldeutschen Freikirche, und hat zur Landeskirche „ein dankbares Verhältnis“.

### Wie kann eine christliche journalistische Perspektive aussehen?

Vetterick hat kein Problem damit, als Vertreter der „Systempresse“ bezeichnet zu werden. In einem anderen als dem freiheit-



Das „Haus der Presse“ in Dresden, im Hintergrund die historische Altstadt. Seit 1966 hat die „Sächsische Zeitung“ hier ihren Sitz. 2003 bekam das zwölfgeschossige Gebäude eine Glasfassade.

lich-demokratischen System, über das man sich ungestraft öffentlich ärgern darf, könne er nicht Journalist sein. „Dafür werde ich immer kämpfen“, sagt er. Denn das Gegenteil hat er in seiner Jugend kennengelernt. Vergleiche aktueller Politik mit der Diktatur in der DDR findet er absurd.

Als Chefredakteur einer Zeitung, die sich auf die Fahnen geschrieben hat, konstruktiv zu berichten und nach Lösungen für Probleme zu suchen, treibt ihn auch die Frage um, was Journalisten aus der Bibel für aktuelle Themen lernen können. Die Jahrtausende alten Geschichten stehen nicht umsonst darin, ist er überzeugt. Welche Fragen lassen sich zum Beispiel aus der Geschichte von David und Goliath für den Krieg in der Ukraine ableiten? Und wie können Journalisten sie aufgreifen und nach Antworten suchen? Da sind nicht nur die ungleichen Gegner. Da ist auch ein Gegner, der den Glauben der anderen verhöhnt, da ist eine Rüstung, die zu groß ist, ein großer Bruder, der nichts gegen den Angreifer unternimmt. Für Vetterick ein reicher Fundus an Anregungen, denen Journalisten bei aktuellen Fragen nachgehen können. Auch die Geschichte von Ruth und Boas steckt für ihn voller Anknüpfungspunkte, um Fragen der Migrations- und Flüchtlingspolitik zu thematisieren. Wer passt sich welchen Regeln an, welche Möglichkeiten haben Migranten, um zu arbeiten, sind Menschen der Mehrheitsgesellschaft bereit, ihre Familien für Fremde zu öffnen?

Es gibt eine große Sehnsucht nach lösungsorientierten Geschichten. Das weiß Vetterick aus Leserbefragungen und den jahrelangen Analysen, die die „Sächsische Zeitung“ über ihre Beiträge anstellt. Gleichzeitig stellt er fest, dass es sowohl bei Lesern als auch in der Redaktion immer seltener die Bereitschaft gibt, eine Vielfalt von Positionen als Bereicherung anzusehen. Die eigene Meinung werde immer absoluter vertreten. Er prognostiziert, dass Medien zukünftig auf noch engere Zielgruppen zugeschnitten sein werden. „Die Polarisierung werden wir nicht aufhalten können.“ Auch deshalb ist es ihm wichtig, im säkularen Journalismus eine christliche Perspektive einzubringen. |

# Bebauen und bewahren

Journalistinnen und Journalisten erzählen an dieser Stelle davon, welcher Bibelvers für ihre Arbeit eine besondere Bedeutung hat. Dieses Mal: Was für Dora Schöls die Berichterstattung über Wirtschaft mit dem Schöpfungsbericht zu tun hat.

**Dora Schöls, Jahrgang 1992, ist Wirtschaftsredakteurin bei der Badischen Zeitung, bei der sie auch ihr Volontariat absolvierte. 2021 erhielt sie den Nachwuchsjournalistenpreis der Christlichen Medieninitiative pro.**

## „Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“

(1. Mose 2,15)

**A**uf den ersten Blick haben Wirtschaft und Glaube nicht allzu viel gemeinsam. Schließlich geht es in der Wirtschaft um Wissen, um Fakten und Zahlen. Wie viel Gewinn an die Gesellschafter eines Unternehmens ausgeschüttet werden kann, lässt sich rational nachprüfen. Noch nie hat mir ein Geschäftsführer gesagt, seine Strategie basiere auf seinem Glauben. Und doch lässt sich aus der Bibel manches für unser Wirtschaftssystem lernen.

Da sind die vielen Verse, die den Fleiß und die Arbeit loben. Um nur einen zu nennen: „Lässige Hand macht arm; aber der Fleißigen Hand macht reich“ (Sprüche 10,4). Gleichzeitig heißt es, dass das Ziel nicht das Geld sein soll – das Gleichnis vom Kamel, das eher durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher ins Himmelreich, kennt wohl auch mancher, der noch nie eine Bibel in der Hand hatte. Viel spannender, auch für die Wirtschaft, ist ein

noch grundlegenderer Gedanke aus der Bibel. Nämlich dass der Mensch die Schöpfung bewahren soll: „Und Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte“ (1. Mose 2,15). Letztlich sollte das die Maxime sein. Bewahren heißt dabei nicht, dass alles so bleiben soll, wie es ist.

Die Wirtschaft lebt von Wachstum. Aber die Frage ist doch, wie dieses Wachstum gestaltet wird. Denn es gilt, neben dem Erwirtschaften von Gewinnen, nachhaltig zu handeln. Und zwar für das Unternehmen, für die Menschen, die dort arbeiten, aber eben auch für den Planeten. Werden Gewinne immer nur ausgeschüttet und nicht in die Firma reinvestiert, hat sie keine Chance, langfristig stabil zu sein. Arbeiten die Menschen mit zu viel Stress, in einem diskriminierenden Klima und für zu wenig Geld, halten sie das nicht auf Dauer aus, ohne krank zu werden. Ganz

abgesehen davon, dass sie unter solchen Umständen nicht ihre beste Leistung bringen können.

Und dass die Weltwirtschaft mit ihrem Hunger auf Energie und Ressourcen die Erde nicht kaputt machen darf, weil sie sonst unser aller Lebensgrundlage zerstört, ist – zum Glück – bei den allermeisten inzwischen angekommen. Kaum ein Unternehmen, das nicht versucht, die Produktion energiesparender zu machen, eigene Photovoltaikanlagen aufzustellen oder das Produkt mit weniger knappen und mehr nachwachsenden Ressourcen herzustellen. Nicht nur fürs Image, sondern weil es nötig ist. Und vor allem, weil es sich einfach rechnet. Vielleicht noch nicht heute, aber auf lange Sicht. Bewahren heißt hier also, die alten Wege zu verlassen – um die Erde und die Menschheit vor Schaden zu bewahren. Das ist ein schwieriger Weg, keine Frage. Branchen wie die Chemie- oder Autoindustrie können nicht von heute auf morgen CO<sub>2</sub>-neutral produzieren. Da ist es die Aufgabe von Journalistinnen und Journalisten, diesen Weg kritisch zu begleiten. Zu schauen, was auf dem Papier gut aussieht – und was wirklich etwas bringt. Egal, ob der Ansporn dazu aus der Bibel kommt oder schlicht gesunder Menschenverstand ist. |

## ZUR PERSON

---

Bettina Tietjen, Jahrgang 1960, hat Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte studiert. Sie war für mehrere öffentlich-rechtliche Rundfunksender und Printmedien tätig. Seit 30 Jahren ist sie Gastgeberin in der NDR-Talkshow „DAS“ und sie moderiert einmal im Monat in der „NDR Talkshow“. In der Sendereihe „Tietjen camp“ trifft sie sich mit Prominenten auf Campingplätzen in Norddeutschland. Sie hat mehrere Bücher veröffentlicht, zuletzt „Früher war ich auch mal jung“.

TV-MODERATORIN

# Bettina Tietjen und der Glaube

Die NDR-Moderatorin Bettina Tietjen wuchs in einer streng christlichen Freikirche in Wuppertal-Elberfeld auf. Von einem „Trauma“ will die 63-jährige nicht sprechen, aber diese intensive Begegnung mit dem Glauben habe nicht nur Positives hinterlassen, sagt Tietjen gegenüber PRO.

Jörn Schumacher

In einem Schreibtisch im Keller ihres Hauses entdeckte Bettina Tietjen vor einigen Jahren ihre Tagebücher aus der Zeit ihrer Kindheit und Jugend. „Es war äußerst interessant, wieder etwas über mein jugendliches Ich zu erfahren“, sagt Tietjen im Interview mit PRO. Sie veröffentlichte Auszüge daraus in ihrem Buch „Früher war ich auch mal jung“, erschienen im vergangenen Jahr im Verlag Piper. Auch die freikirchliche Gemeinde, die damals das Leben ihrer Familie bestimmte, ist darin ein Thema.

„Der Glaube ist wichtiger für mich geworden. Ich entdecke in der Bibel viele Dinge, die einem sehr weiterhelfen.“ Das schreibt die 16-jährige Tietjen im Jahr 1976 in ihr Tagebuch. Ihr Vater sei mit 18 in den Krieg gegangen und habe traumatische Erlebnisse gehabt. Später sei er „auf der Suche nach etwas gewesen, das ihm Trost und Halt spenden konnte“, schreibt Tietjen. Er sei zwar der Evangelischen Kirche verbunden gewesen, doch das habe ihm nicht gereicht. Die ersehnte Geborgenheit habe er erst in einer kleinen freikirchlichen Vereinigung in Wuppertal gefunden. Und seine Familie habe er in das Gemeindegelände integriert. So auch die junge Bet-

tina, die heute sagen kann, vieles Schöne von diesem Glauben ins Heute mitgenommen zu haben, so seltsam vieles auch gewesen sei.

Die Mitglieder dieser „Christlichen Versammlung“, die einander „Brüder und Schwestern“ nannten, hätten sich sehr an der Bibel orientiert, sagt Tietjen. „Und zwar streng an einzelnen Formulierungen, und auch nur aus einer einzigen Übersetzung, nämlich der Elberfelder. Alles, was dort steht, wird so gemacht! Das war teilweise sehr naiv.“ Die Frauen mussten Röcke tragen, durften ihre Haare nicht schneiden und keinen Schmuck tragen, berichtet Tietjen in ihrem Buch. „Sie durften sich nicht schminken und hatten im Gottesdienst ihren Mund zu halten. Der Gemeindesaal war total schmucklos, Frauen und Männer saßen getrennt und beim Gebet mussten die Frauen ihren Kopf mit einem Tuch bedecken.“ Die kirchlichen Feiertage inklusive Weihnachten wurden offiziell ignoriert, weil davon nichts in der Bibel steht.

In den Familien habe es keine Fernseher, keine nicht-religiösen Bücher, keine unchristliche Musik, und kaum Kontakt zu Nicht-Mitgliedern gegeben. Ab dem Al-

ter von vier Jahren seien Tietjen und ihre Schwester zur Sonntagsschule gegangen und in den Werten der Gemeinde erzogen worden. Das tägliche Lesen der Losungen und in der Bibel sowie das Tischgebet inklusive.

## Bekannter Theologe in der Familie

Tietjen wurde 1960 als Bettina Schniewind geboren. Sie studierte Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte in Münster und Paris. Danach arbeitete sie bei der Rundfunkanstalt RIAS Berlin, der Deutschen Welle, beim WDR und für diverse Printmedien. Seit 1993 ist sie beim NDR-Fernsehen Gastgeberin mehrerer Talksendungen, seit 2020 ist sie außerdem in der Sendereihe „Tietjen campt“ mit ihrem Wohnmobil in Norddeutschland unterwegs. Besonders bekannt ist sie als langjährige Moderatorin der NDR-Talksendung „DAS!“. Ihre Bücher „Unter Tränen gelacht“ und „Tietjen auf Tour“ waren Spiegel-Bestseller.

Der Glaube sei schon früh in die Familie gelegt worden, erzählt die Moderatorin. Der Bruder ihres Großvaters war Julius



**Bettina Tietjen im Jahr 2017 bei einer Folge der Talkshow „Tietjen und Bommes“. Seit 2019 ist sie in der NDR-Talkshow zu sehen.**

Schniewind, ein bekannter evangelischer Theologe der Bekennenden Kirche. Im Teenager-Alter sei der Glaube indes immer mit schlechtem Gewissen verbunden gewesen, sagt Tietjen gegenüber PRO, und sie habe mit ihren Freundinnen geradezu ein Doppelleben geführt. „Man hatte ja schon ein schlechtes Gewissen, wenn man eine Hose angezogen hat“, so Tietjen. Ihre Mutter indes habe sich um manche Gesetze der Gemeinde nicht gekümmert. Sie habe ihre Haare kurz getragen, deswegen durfte sie aber auch nicht am Abendmahl teilnehmen. „Dem Gott, an den ich glaube, ist es egal, wie lang meine Haare sind“, zitiert Tietjen ihre Mutter.

Einmal im Jahr seien die Ältesten aus der Gemeinde zu Besuch in die Familie gekommen, um den rechten Glauben zu kontrollieren. Ihnen sei wichtig gewesen, dass es bei jedem Gemeindeglied einen Moment im Leben gab, in dem es seine Sünden Gott bekannt hatte. „Sie waren sicher: Man merkt das, wenn man ab dann errettet ist“, so Tietjen. „Bei mir gab es so einen Moment aber nicht, ich

wusste nicht genau, wovon sie redeten. Damit sie einen in Ruhe lassen, habe ich dann irgendwann gesagt: Ja, ich bin errettet.“ Sonst wäre man immer „etwas mitleidig und zugleich vorwurfsvoll“ angeschaut worden. „Aus heutiger Sicht ist es eigentlich unverantwortlich, wenn junge Menschen so unter Druck gesetzt werden“, sagt Tietjen. „Letztendlich wird da eine Angst erzeugt, die einen dabei hält. Angst, dass, wenn man nicht so lebt, man nicht in den Himmel kommt.“

### Mit Gott im Dialog

Die Bibel von damals, in der sie sich unzählige Notizen machte, gibt es heute noch. „Die Bibel war für mich damals fast genauso wichtig wie meine Lieblingsautoren“, schreibt sie in ihrem Buch. Bei einem Aufenthalt in Paris habe sie einmal alles in ihrem Zimmer mit einer lila Lackfarbe angemalt, auch ihre Bibel. Die positiven Seiten des Glaubens, die ihr damals mitgegeben wurden, entdeckte

sie als Erwachsene wieder neu, so Tietjen. Sie sei also keineswegs „traumatisiert“ aus dieser Zeit hervorgegangen.

## „Kinder sollten daran glauben, dass es einen Gott gibt.“

Ihre eigenen zwei Kinder, die mittlerweile erwachsen sind, habe sie christlich erzogen, jeden Abend und vor dem Essen habe sie mit ihnen gebetet. „Ich finde es wichtig, dass Kinder daran glauben, dass es einen Gott gibt, der auf uns aufpasst und einen Blick auf unser Leben hat, und dass es ein moralisches Gerüst für unser Leben geben sollte, aber auch eine Dankbarkeit ihm gegenüber und eine Demut.“ Beide Kinder seien konfirmiert worden, sagt Tietjen.

Die TV-Moderatorin sei all die Jahre über weiter Mitglied in der Evangelischen Kirche geblieben. „Sehr viele Menschen gerade in der heutigen Zeit suchen Halt und Orientierung und haben Angst. Da ist

der Glaube eine tröstliche Antwort. Das gilt natürlich nicht nur für das Christentum, sondern für alle Religionen – sofern sie nicht zu Machtzwecken missbraucht werden.“ Angesprochen auf ihren Lieblings-Bibelvers, nennt die Moderatorin Psalm 139, Vers 9: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“ Und: Psalm 90, Vers 12: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

Tietjen, die seit zehn Jahren Schirmherrin eines Hospizes des Deutschen Roten Kreuzes in Hamburg ist, ist das Thema Sterben und Tod wichtig, weil man im Gedanken an den Tod das Leben noch viel mehr zu schätzen wisse. Ihr komme es bei der ehrenamtlichen Arbeit darauf an, Menschen die Berührungsängste beim Thema Tod zu nehmen. Auch wenn sie an einen Himmel und eine Hölle nicht – oder nicht mehr – glauben möchte: „Ich glaube, dass die Seele nach dem Tod in einer anderen Form weiterlebt.“ Eine persönliche Form des Glaubens habe sie in jedem Fall aus der Zeit ihrer intensiven Begegnung mit der christlichen Gemeinde mitgenommen. Etwa ihr Werte-Fundament, ebenso wie eine spirituelle Orientierung. „Ich bin im Dialog mit Gott, ich bete regelmäßig, das gehört einfach zu meinem Leben dazu. Gott ist mein ständiger Begleiter.“ |



**Bettina Tietjen:**  
**„FRÜHER WAR ICH AUCH MAL JUNG. EINE ZEITREISE DURCH MEINE TAGEBÜCHER“**

Piper, 304 Seiten, 22 Euro

Viele Medien vermitteln den Eindruck, das Ehegattensplitting sei eine rückständige Idee. Wesentliche Argumente fallen dabei unter den Tisch.

## Mehr Argumente, weniger Meinung!

Es ist mal wieder in der politischen Debatte: das Ehegattensplitting. Damit ist gemeint, dass zwei Ehepartner steuerlich so behandelt werden, als hätte jeder genau die Hälfte des gemeinsamen Einkommens erzielt. Dadurch fällt die Steuerpflicht niedriger aus als mit zwei unterschiedlich hohen Einzeleinkommen. In den vergangenen Jahren ist in der Berichterstattung darüber der Eindruck entstanden, dass nur politisch Ewiggestrige wider besseres Wissen am Ehegattensplitting festhielten. Kürzlich veröffentlichte die „Zeit“ ein vehementes Plädoyer ihrer Autorinnen Tina Groll und Katharina Schuler zu dessen Abschaffung. Ihre Argumente: Das Ehegattensplitting halte Frauen von einer Berufstätigkeit ab, mache sie abhängig von ihren (häufig besser verdienenden) Ehemännern und schade deswegen der Emanzipation der Frauen.

Nicht dargestellt wird in den meisten Berichten der Grund für das Ehegattensplitting: die Idee des Gesetzgebers, dass berufstätige Ehemänner und Ehefrauen jeweils ihren Teil zu einem gemeinsamen Familieneinkommen beitragen. Vielleicht ist dies nicht oder nicht mehr selbstverständlich, aber es entspricht nach meiner Wahrnehmung der Lebenswirklichkeit vieler Ehepaare. Sie verdienen unterschiedlich viel, entscheiden aber gemein-



**Dr. Hartmut Spiesecke,**  
**Jahrgang 1965, Leiter des Ernst-Schneider-Journalistenpreises der deutschen Wirtschaft bei der Deutschen Industrie- und Handelskammer und ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender der Christlichen Medieninitiative pro**

sam über Ausgaben, Sparraten und Kredite – und auch darüber, wie viel jeder für sich behalten oder ausgeben darf. Deswegen wird ein Familieneinkommen besteuert und nicht zwei Einzeleinkommen.

Die Abschaffung des Ehegattensplittings würde für die meisten Familien bedeuten, dass ihre Steuerpflicht insgesamt steigt. Das Einkommen der (häufig geringer verdienenden) Ehefrauen würde geringer

besteuert, das ihres (häufig besser verdienenden) Ehemanns aber deutlich höher. Das heißt, durch die Abschaffung des Ehegattensplittings müssten Ehepartner insgesamt mehr Steuern zahlen als heute – von 20 Milliarden Euro ist die Rede. Moderne Familienpolitik?

Übersehen wird in der Berichterstattung häufig auch, dass Ehegatten zum gegenseitigen Unterhalt verpflichtet sind, falls ein Partner nicht arbeitet. Ob ohne die Annahme eines steuerlichen Familieneinkommens eine gegenseitige Unterhaltspflicht begründet werden kann, ist verfassungsrechtlich zu prüfen. Denn wenn jeder sein Einkommen selbst versteuert, warum soll dann einer für den anderen aufkommen müssen? Der Wirtschaftsweiser Peter Bofinger wies darauf hin, dass der Staat Ehen als „Bedarfsgemeinschaften“ versteht. Katrin Christmann nahm dies im Berliner „Tagesspiegel“ als eine der wenigen Journalisten auf. Mitte Juli räumte Bundeskanzler Scholz das Thema zunächst ab, allerdings ohne Begründung in der Sache.

Über das Ehegattensplitting darf man streiten. Dass Journalisten die Argumente pro und kontra angemessen darstellen, sollten die Bürger erwarten dürfen. Viele werden dieser Erwartung jedoch leider nicht gerecht. Statt Fakten dominieren Meinungen die Berichte. Das sollte nicht so bleiben. |

Sie lässt die Kirche nicht im Dorf: Ina Jäckel ist als Pfarrerin auch auf Instagram und im Fernsehen präsent.

INA JÄCKEL

# Dingenskirchen bei Instagram

Roter Lippenstift beim Abendmahl, hochhackige Schuhe oder einfach nur ein Babybauch – manches betont Weibliche irritiert den einen oder anderen Besucher eines Gottesdienstes von Ina Jäckel. Darüber spricht die Pfarrerin aus Leer bei Instagram, wo sie viel in Kontakt mit kirchenfernen Menschen kommt. Nun hat sie eine eigene Fernsehsendung bekommen.

**Jörn Schumacher**

Die Idee, bei Instagram einen Account zu erstellen, kam Ina Jäckel im Corona-Lockdown im März 2020. „Wir mussten uns auf einmal Gedanken machen, wie wir auf digitalem Wege mit den Menschen unserer Kirchengemeinden in Kontakt bleiben“, sagt die 38-jährige Pastorin aus dem norddeutschen Leer gegenüber PRO. Den Namen „dingens.von.kirchen“ fand Jäckel witzig, und so war der Instagram-Account geboren.

Schon bald stellte sich ein größeres Interesse ein – nicht so sehr aus der eigenen Kirchengemeinde, sondern aus der ganzen Republik. „Das hat auf einmal viele schöne neue Möglichkeiten eröffnet, mit Menschen in Kontakt zu kommen, auch mit kirchenfernen Menschen“, sagt Jäckel, die seit sechs Jahren Pfarrerin im Evangelisch-lutherischen Kirchenkreis Emden-Leer ist. Inzwischen hat Jäckel 13.000 Follower.

Die interessiert besonders, wie das Leben im Pfarrhaus so abläuft. Jäckels Ehemann ist ebenfalls Pastor, das Paar hat vier Kinder. Die beiden teilen sich anderthalb Stellen in zwei benachbarten Gemeinden in Leer. „Ich zeige dort auch etwas von meiner eigenen Frömmigkeit“, sagt Jäckel. Für viele sei es wertvoll, einmal eine Pfarrerin ganz ungezwungen zur Kirche und zum Glauben fragen zu können. Was bedeutet mir das Gebet, was Weihnachten? Wie erziehe ich meine Kinder? Was ist Taufe? Kurz: „Wie sieht der Glaube bei einer modernen Frau und gläubigen Christin aus?“ Manchmal komme es ganz von allein zu tiefgründigen Gesprächen über den Glauben. „Etwa wenn die Menschen wissen wollen, wie ich mit Beerdigungen klarkomme, viele wollen wissen, worum es bei Pfingsten geht.“ Mindestens drei Stunden am Tag verbringe die Pastorin mit der Arbeit mit ihrem Instagram-Account.

Seit Anfang des Jahres hat ihre Landeskirche Jäckel ganz offiziell eine Viertel-Stelle für den Bereich Kirche und Social Media zugeteilt. „Spätestens in der Pandemie wurde klar: Diese Form von Kirche spricht die Leute an“, sagt Jäckel. „Offenbar hat es auch etwas damit zu tun, dass der Kontakt sehr niederschwellig ist. Digital geht man viel leichter auf eine Kirchenangehörige zu.“ Auch digitale Gottesdienste bieten Jäckel und ihr Mann regelmäßig über die Video-Chat-Software Zoom an.

Bei vielen löst die moderne Pfarrerin auch Irritationen aus, wie sie berichtet. „Alles, was weiblich assoziiert ist“, sagt Jäckel. So mokierten sich manche etwa über ihren Lippenstift, den roten Nagellack, ihre Ohrringe oder ein Piercing im Gesicht. Auch rote Schuhe mit Absätzen kamen bei manchen nicht gut an, als Jäckel das einmal ausprobierte. Aber schon ein Rock unter dem Talar ist

nicht für alle okay. Als Jäckel mit ihrem Kind schwanger war und ihr Bauch unter dem Talar bei einer Beerdigung deutlich sichtbar war, wurde sie sogar einmal angespuckt.

## Unterwegs im Fernsehen

Als Jäckel im November 2022 zu Gast in der NDR-Fernsehtalksendung „3 nach 9“ mit Giovanni di Lorenzo und Judith Rakers war, bekam sie viel Zuspruch für ihre Arbeit von den Talkgästen, zu denen etwa die Schauspieler Sky du Mont und Hannes Jaenicke gehörten. Die Sängerin Sarah Connor war begeistert von der Pastorin, die „endlich mal die Kirche entstaubt“, und bot spontan an, einmal in Jäckels Gemeinde aufzutreten. „Der Umgang mit den anderen Gästen war unglaublich freundlich, wertschätzend und interessiert“, erinnert sich Jäckel gegenüber PRO. Das sei nicht immer selbstverständlich – manchmal bekomme man als Pfarrerin auch die ganze Ablehnung zu spüren, die Menschen gegenüber der Kirche aufgebaut haben.

Seit Ende letzten Jahres hat Jäckel eine eigene Sendung im NDR. Sie trägt den Titel „Dingenskirchen“ und entsteht in Zusammenarbeit mit der evangelischen und der katholischen Kirche. Im

**„Es kann nicht sein, dass die Kirche dort bleibt, wo sie lange war: hinter ihren Kirchenmauern.“**

Sommer vergangenen Jahres wurde sie von der Kirchenredaktion des NDR zu einem Casting eingeladen, die war wegen des Instagram-Kanals auf Jäckel aufmerksam geworden. Nun befragt Jäckel vor der Kamera unterschiedliche Menschen an ihrem Arbeitsort zu einem bestimmten Thema. Selbstoptimierung und der Zwang, immer besser zu werden, war Thema in einer Sendung, eine andere behandelte die Frage: „Was ist heute Luxus?“ Ein Obdachloser sagte Jäckel darin, für ihn sei bereits der Kaffee vom Bäcker Luxus; der Verkäufer von teuren Designer-Klamotten erzählte, seine Kunden gäben mehrere Hundert Euro nicht nur für schönes Design aus, sondern auch für eine bessere Qualität. Für eine Mutter, die Jäckel in einer Markthalle ansprach, ist schon Zeit purer Luxus. Insgesamt sollen acht Folgen für die erste Staffel von „Dingenskirchen“ abgedreht werden.

Für eine weitere Folge war Jäckel beim Musical „Mama Mia“ in Hamburg, um die Frage zu stellen: Welche Rollen spiele ich in meinem Leben eigentlich? Als nächstes geht es für die Dreharbeiten auf einen Bauernhof in Niedersachsen. Warum suchte der NDR ausgerechnet eine Pfarrerin? „Gar keine so leichte Frage“, gibt Jäckel zu. „Eine Pfarrerin macht deutlich, dass Kirche auch dorthin kommt, wo die Menschen sind.“ Sie fügt hinzu: „Es kann nicht sein, dass die Kirche dort bleibt, wo sie lange war: hinter ihren Kirchenmauern.“ |

Zum Instagram-Kanal von Ina Jäckel  
► [instagram.com/dingens.von.kirchen](https://www.instagram.com/dingens.von.kirchen)



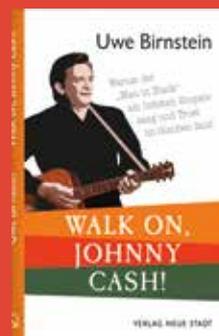
JOHNNY CASH

# NÄHER ZU GOTT

Country-Star. Junkie. Prediger. Frauenheld. Gospelsänger. Gerechtigkeitskämpfer. All das schwing mit, wenn der „Man in Black“ sich mit seiner sonoren Stimme selbst vorstellte: „Hello. I’m Johnny Cash“. Am 12. September 2023 jährt sich sein Todestag zum 20. Mal. Uwe Birnstein hat sich auf die Suche nach der frommen Seite Johnny Cashs begeben und Erstaunliches entdeckt.

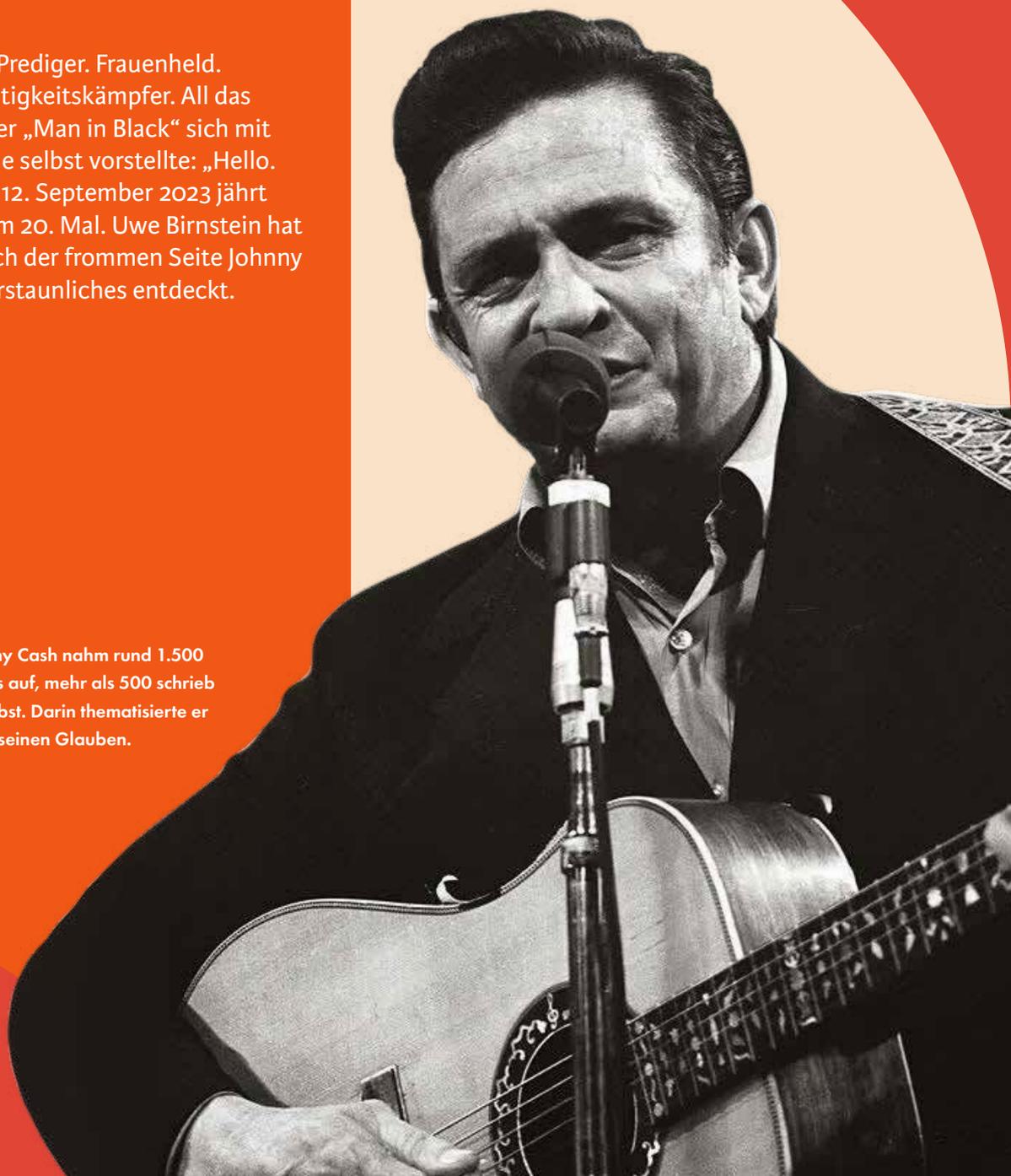
Uwe Birnstein

Johnny Cash nahm rund 1.500 Songs auf, mehr als 500 schrieb er selbst. Darin thematisierte er auch seinen Glauben.



Uwe Birnstein:  
„WALK ON,  
JOHNNY CASH!“

Neue Stadt, 160 Seiten, 20 Euro



Er brachte nur eine Requisite mit: das alte Kirchengesangsbuch seiner Mutter.“ Für den Fotografen Andy Earl hielt jedes Fotoshooting mit dem kranken Johnny Cash Überraschungen bereit. 1996 fotografierte er dessen alte Hände, die das abgenutzte „Heavenly Hymns Book“ seiner methodistischen Mutter hielten. Kurz vor seinem Tod nahm Cash noch 15 Lieder daraus auf: In seiner brüchigen Stimme schwingen Erinnerungen mit an damals, Ende der 1930er Jahre in Dyess, dem kleinen Ort in Arkansas, einem der Südstaaten der USA. Familie Cash pflückte Baumwolle. Die Finger bluteten, der Rücken schmerzte. Es wurde etwas leichter, wenn Mutter Cash Gospels anstimmte: „Der Herr gibt mir Kraft, wenn er mir seine Hand aus dem Himmel entgegenstreckt.“ Der Glaube, die ärmlichen Verhältnisse, der Familienzusammenhalt: Sein Leben lang verarbeitete J.R. Cash – so sein offizieller Geburtsname – diese Erfahrungen in seinen Liedern.

Country-Sänger wollte er schon als Kind werden. 1954, nach der Zeit als US-Soldat im bayerischen Landsberg, geht er selbstbewusst ins SUN-Records-Studio in Memphis. Mit seiner tiefen Stimme und seinem smarten Aussehen wird er schnell zum Star. Bald fordert der Ruhm Tribut. Cash wird medikamentenabhängig. Mit der eigenen wöchentlichen TV-Show steigt der Druck; zudem zerbricht seine Ehe. 1965 will er sich das Leben nehmen; er kriecht in eine finstere Höhle. Doch er stirbt nicht, sondern spürt Gottes Nähe. Plötzlich wird ihm klar: „Ich würde sterben, wann Gott es für richtig hielt, nicht wann ich es wollte!“ Auf wundersame Weise findet Cash zum Ausgang zurück, wo seine Geliebte June ihn besorgt erwartet. In Entzugskliniken versucht er nun, seine Sucht zu überwinden. Der Glaube hilft ihm. Als er in einem baptistischen Gottesdienst Larry Gatlin den Song „Help me“ singen hört, geht er zum Altar, kniet nieder und übergibt sein Leben erneut Jesus. Danach wird er quasi zum Prediger: In Israel dreht er einen Film über Jesus. „The Gospel Road“ floppt jedoch an den Kinokassen. Cash besucht Bibelkurse und schreibt ein Buch über den Apostel Paulus („The Man in White“). Er liest das Neue Testament für ein Hörbuch ein und geht mit dem damals bekanntesten Prediger der USA, Billy Graham, auf Missionsreisen durch riesige Stadien. Graham und Cash werden enge Freunde.

Mithilfe eines anderen Pastors erfüllt Cash sich einen Wunsch: Er tritt im „Folsom State Prison“ auf, einem der brutalsten Gefängnisse der USA. Im Januar 1968 gibt er dort ein denkwürdiges Konzert. Ein weiteres im „San Quentin State Prison“ folgt. Beide werden aufgenommen, die LPs verkaufen sich Millionen Mal. Es sind Dokumente von atemberaubender Intensität. Als Cash dort seinen Gospel „Peace in the Valley“ singt, wissen die Gefangenen: Diese christliche Hoffnungszusage gilt uns.

## Abendmahl mit Cracker und Saft

Seit den 1980ern wird es ruhiger um den Star. Oft muss er in die Klinik und sagt Konzerte ab. Ist er fit, geht er auf Tournee. Dann spricht ihn der Erfolgs-Produzent Rick Rubin an: Ob er nicht nochmal etwas ganz anderes machen wolle. Cash fasst Vertrauen. Er singt seine Lieblingssongs anderer Künstler, komponiert auch neue. Die so entstandene CD bricht alle Rekorde und läutet Cashs Alters-Comeback ein. Rubin und er werden Freunde. Auch über Glaubensfragen spre-

chen sie. Rubin staunt: Bislang hielt er Cash für einen streng bibeltreuen Christen. Doch der eröffnet ihm, dass er auch die Gedanken des spirituellen Schriftstellers Khalil Gibran schätzt: Nicht nur eine, sondern alle Religionen verkünden Wahrheiten des Glaubens. Gibran gilt bis heute als Brückenbauer zwischen Christentum, Islam und fernöstlichen Religionen. Eigentlich ein No-Go für Evangelikale. In den Aufnahmepausen spricht Cash eine Auswahl der Texte aus „The Eye of the Prophet“ als Hörbuch ein. Die Stimme, die sonst biblische Glaubenssätze besingt, trägt nun interreligiöse spirituelle Poesie vor. Seit Mitte der 1960er Jahre habe sein Vater immer ein Buch Gibrans in der Nähe gehabt, berichtet Cashs Sohn John Carter: „Er und meine Mutter verbanden sich auch über dieses Buch und seinen spirituellen Inhalt.“



**Johnny Cash starb am 12. September 2003 im Alter von 71 Jahren. „Näher mein Gott, zu dir“ sind seine letzten aufgenommenen Worte.**

Vier CDs entstehen, auf denen Cash mit alterswunder Stimme singt. Der Song „Hurt“ wird zum faszinierendsten Hit. „Was ist aus mir geworden, mein liebster Freund?“, fragt der Sänger und sieht sich in der Rolle eines leidenden Gottesknechts, der eine Dornenkrone trägt. Ein Video zu dem Song entsteht. Es zeigt Cash von Krankheit und Alter gezeichnet. Während er vom Schmerz singt, laufen Bilder aus seinem Leben ab, auch die Kreuzigung Jesu ist zu erkennen. Dann schließt Cash den Klavierdeckel und streicht darüber, als habe er trotz allem seinen Frieden gefunden. Im Frühjahr 2003 erscheint das Video. Einen ersten Preis dafür nimmt June für Cash entgegen. Der sitzt zu Hause mit Rick Rubin vor dem Fernseher. Rubin berichtet Cash von einem christlichen TV-Prediger. Dieser hatte erzählt, er sei nur durch ein tägliches Abendmahl von einer Krebserkrankung geheilt worden. John möchte es probieren: Mit dem Juden Rubin teilt er Cracker und Traubensaft. Das ist keineswegs als Entwürdigung der heiligen Handlung gemeint. Das Ritual bedeutet ihnen viel und sie wollen es auch am Telefon täglich fortführen.

Cashs Körper rebelliert zusehends, eine Parkinson-ähnliche Nervenkrankheit. Dazu schwächt ihn die Trauer um June, die im Juni 2003 stirbt. Doch er singt weiter. Am 21. August nimmt er den letzten Song auf, „Engine 143“. „Nearer my god to thee“ – so lauten die letzten aufgenommenen Worte Johnny Cashs. Am 12. September stirbt er in einer baptistischen Klinik in Nashville – mit der unzähligen Male besungenen Überzeugung: Jenseits des Jordans wird er alle seine Liebsten wiedersehen. June, seine Eltern, und auch seinen geliebten, früh verstorbenen Bruder Jack, den er immer so schmerzlich vermisst hat. |

**Ein Evangelikaler im Deutschen Bundestag:  
Frank Heinrich war zwölf Jahre lang  
Abgeordneter und blickt heute zurück auf  
Entscheidungen, die ihn an die Grenzen  
gebracht haben. Den Draht zu Gott, so sagt  
er, habe er immer gehalten.**

## BIOGRAFIE

# Die Wut der Christen

Frank Heinrich saß zwölf Jahre lang im Deutschen Bundestag. Ein Christ in der ganz großen Politik. Bis er 2021 abgewählt wurde. In einer Biografie blickt er zurück auf harte Debatten, Hoffnung im Zentrum der Macht und Anfeindungen aus den eigenen frommen Reihen. Etwa wegen seiner Haltung zur „Ehe für alle“. PRO veröffentlicht einen Vorabdruck.

Frank Heinrich und Anna Lutz

Im dritten Jahr meiner Abgeordnetenzeit unterstützte ich einen Antrag jener Gruppe, die alle irgendwann nur noch „Die Wilde Dreizehn“ nannten, frei nach der Piratenbande aus dem Kinderbuch Jim Knopf. Ich stieß damit nicht nur große Teile meiner Fraktion, sondern auch viele Christen vor den Kopf. Aber das macht mich aus: Ich grübele lange über Dinge nach. Und wenn ich zu dem Ergebnis komme, dass etwas ungerecht ist, dann muss ich meinem Gewissen folgen. So war es auch damals.

Worum ging es bei diesem Antrag? Am 28. Juni 2012 stimmte der Deutsche Bundestag über ein Gesetz ab, das so ähnlich einige Jahre später verkürzt „Ehe für alle“ genannt wurde. Die Grünen-Fraktion, allen voran Volker Beck, hatte es bereits ein Jahr zuvor formuliert. Das Schriftstück forderte eine Änderung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Künftig sollten nämlich auch gleichgeschlechtliche Paare eine Ehe eingehen können. Zumindest staatlicherseits. Das Recht der Kirchen, dies zu verweigern, berührte der Gesetzesentwurf ausdrücklich nicht. Neben den Grünen brachte auch die SPD einen ähnlich lautenden Antrag ein. Beide Oppositionsfraktionen waren sich einig: An die Stelle der bisherigen „eingetragenen Lebenspartnerschaft“ sollte auch für Schwule und Lesben die Ehe treten. Das Ziel: Gleichbehandlung.

## Streit um die Ehe für alle

Volker Beck warf sich mit Verve und Herzblut in den Kampf. Hinter dem Rednerpult des Deutschen Bundestages warb er mit Verweis auf die internationale Entwicklung für eine Änderung: „Auch in Deutschland ist die Zeit reif für schwule und lesbische Hochzeiten.“ Denn just in diesen Monaten machten sich unter anderem Großbritannien und Frankreich auf den Weg der Öffnung. In beiden Ländern gibt es die Ehe für Schwule und Lesben seit 2013. „Gleiche Liebe verdient gleichen Respekt und deshalb auch gleiche Rechte“, erklärte Beck. Und weiter: „Lassen Sie uns nicht immer nur warten auf das Bundesverfassungsgericht.“

Damit sprach Beck einen für mich wichtigen Punkt an. Bereits zu diesem Zeitpunkt war nämlich absehbar, dass das Bundesverfassungsgericht zeitnah über die Gleichbehandlung von Homosexuellen urteilen würde. Das Ehegattensplitting stand zur Debatte, da es Schwule und Lesben in eingetragener Lebenspartnerschaft möglicherweise benachteiligte.

Thomas Silberhorn aus meiner Fraktion hingegen brachte in der Debatte zum Ausdruck, wie CDU und CSU die Sache sahen. Mit ihnen sei ein solches Vorhaben nicht zu machen, erklärte er. Die Verfassung definiere die Ehe als Verbindung von Mann und Frau. „Deswegen scheidet eine Öffnung für gleichgeschlechtliche Partner für uns aus.“

## „Ich war verletzt wie noch nie zuvor in meiner politischen Karriere.“

Mit den Stimmen von FDP und Union wurden die Anträge zur Ehe für alle an diesem Tag abgelehnt. Doch das war nicht das Ende der Geschichte. Ich stimmte damals zwar mit meiner Fraktion gegen die Anträge von Grünen und SPD. Zugleich war ich aber davon überzeugt, dass wir innerhalb der CDU weiter über einen Teil des Themas sprechen müssten. Denn in einem hatten Volker Beck und die Grünen recht: Wir konnten als Parlamentarier nicht einfach Entscheidungen treffen und abwarten, bis das Bundesverfassungsgericht sie uns wieder um die Ohren schlug. Es war unmittelbar klar: Die steuerliche Gleichstellung homosexueller Paare musste kommen. Das verlangte der Allgemeine Gleichheitssatz im Grundgesetz. Und so sollte es das Höchste Gericht schließlich auch im Jahr 2013 entscheiden. Das wusste ich im Sommer 2012 freilich noch nicht. Dennoch spürte ich: Ein einfaches Nein zur

**„Werte wie Treue, Wertschätzung, Menschenwürde, Gleichheit münden im Liebesgebot – für uns Christen der höchste Wert. In der Diskussion um Gleichstellung von Schwulen und Lesben verrutschen wir hin und wieder in der Liga. Da steigt die Meinung zu Homosexualität in die erste Liga auf und verdrängt die Liebe und Wertachtung.“**

**Große Politik und wertvolle Begegnungen:  
Mit Volker Beck saß Frank Heinrich im  
Ausschuss für Menschenrechte. Gemeinsam  
reisten sie 2011 etwa nach Algerien. Bis heute  
schätzen sie sich.**



Ehe für alle reichte nicht aus. Wir mussten als Christdemokraten Antworten geben auf die berechnete Frage nach einer steuerlichen Gleichstellung, und zwar jenseits der Grundsatzdebatte, ob das mit Konservatismus und christlichem Glauben vereinbar sein könnte. Es ging hier erst einmal um die Wahrung der Verfassung.

Das und ganz allein das war für mich der Grund, mich einem Antrag von zwölf Kollegen anzuschließen, die das Thema beim CDU-Parteitag im Dezember erneut besprechen wollten. In dem Antrag hieß es unter anderem: „In der eingetragenen Partnerschaft wird wie in der Ehe wechselseitige Verantwortung übernommen. Dadurch wird wie in der Ehe die Gemeinschaft entlastet. Es werden wie in der Ehe konservative Werte gelebt.“ Anderthalb Jahre später fragte mich eine Journalistin, wie ich als Christ zu dem Thema Homosexualität stehe. Meine Antwort gilt heute wie damals: „Ich muss als Christ die Reihenfolge der Werte hinkriegen. Werte wie Treue, Wertschätzung, Menschenwürde, Gleichheit münden im Liebesgebot – für uns Christen der höchste Wert. In der Diskussion um Gleichstellung von Schwulen und Lesben verrutschen wir hin und wieder in der Liga. Da steigt die Meinung zu Homosexualität in die erste Liga auf und verdrängt die Liebe und Wertachtung.“

Ich persönlich bin mit dem Thema theologisch noch nicht fertig. Mich hat noch nie ein homosexuelles Pärchen gefragt, ob ich

es trauen würde. Und wenn es dazu käme, müsste ich vermutlich eine längere Zeit darüber nachdenken. Eines aber weiß ich: Segen kann ich schwerlich verwehren. Ich glaube: Das Thema Homosexualität hat für die neutestamentliche Ethik eine geringere Bedeutung, als wir ihm oft zuschreiben. Andere Themen sind viel wichtiger: der Umgang mit Geld etwa oder mit Angst und Sorgen. Oder das Thema Richten. Im Vergleich dazu ist die evangelikale Debatte über Homosexualität völlig überhöht. Das zeigte sich auch an den Reaktionen, die ich zu spüren bekam, als öffentlich wurde, dass ich zu den „Wilden Dreizehn“ gehörte, weil ich meine Unterschrift unter den Antrag gesetzt hatte.

### **Shitstorm von Christen**

Als ich im Juni gegen die Anträge zur Ehe für alle gestimmt hatte, kamen vereinzelte Proteste. Hier ein Brief, der mir Homophobie vorwarf. Dort eine E-Mail, die erklärte, ich sei ewiggestrig. Doch was ich erlebte, als ich mich kurze Zeit später für die steuerliche Gleichsetzung homosexueller Paare einsetzte, entbehrt jedes Vergleichs. Ein Shitstorm brach über mich herein. Noch dazu einer, der sich vor allem aus der christlichen Ecke speiste. Da waren zum einen jene, die mir Opportunismus vorwarfen: „Ein Jahr vor der Wahl willst du nun also schon Stimmen sammeln.“

Als wesentlich schlimmer empfand ich aber die, die mir den Glauben absprachen. „Jesus ist dir also nicht mehr so wichtig“, hieß es in manchen Schreiben. Meistens noch mit dem Zusatz: „Ich bete dennoch für Sie, Herr Heinrich.“

Eine Frau schrieb mir: „Dann geben Sie doch gleich Ihre Heilsarmee-Uniform ab und sagen Sie bitte niemandem, dass Sie Christ sind oder verlassen Sie den Rat der Gottlosen.“ Anbei zitierte sie ausführlich aus dem Römerbrief im Neuen Testament.

Man könnte meinen, dass mich solche Angriffe nach drei Jahren im Parlament kaltgelassen hätten, immerhin hatte ich schon ein Gefühl dafür bekommen, was es hieß, in der Öffentlichkeit zu stehen. Aber sie taten es nicht. Ich war verletzt wie noch nie zuvor in meiner politischen Karriere. Aus Frust und auch ein wenig als Therapie legten ich und mein Team in den ersten Jahren eine Sammlung an, die wir bis zum Ende meiner Bundestagszeit fortführten. Wir nannten sie intern den Kotz-Ordner. Ich musste längere Zeit suchen, bis ich ihn für dieses Buch wiedergefunden habe, aber er ist auch nach all der Zeit noch da. In ihm finden sich die besonders bösen Zuschriften, die ich über all die Jahre erhielt. Manche kamen von Rechten. Manche von sogenannten Wutbürgern. Manche von Christen. Oder von einer Schnittmenge aus diesen dreien. Ich habe sie aufgehoben, um mir vor Augen zu führen, was Menschen einem antun können. Nicht nur mir, sondern auch anderen. Das menschliche Herz ist fähig zum Guten wie auch zum Schlechten, egal welcher Religion oder Kultur wir angehören.

Einer schickte mir zum Beispiel stur immer wieder Bibelverse – ohne weitere Kommentare. Etwa: „Darum sendet ihnen Gott die Macht der Verführung, sodass sie der Lüge glauben, damit gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glaubten, sondern Lust hatten an der Ungerechtigkeit.“ E-Mail für E-Mail zeigte er mir so, wofür er mich hielt: einen Reichen, einen Ungläubigen, einen, der Gottes Reich verraten hatte.

Ein anderer textete: „Was würde Jesus dazu sagen? (...) Würde er Euch von der CDU in Berlin auch die Schreibtische umwerfen, wie dazumal den Geldwechslern im Tempel?“

Wieder einer schickte mir ein in meinen Augen wenig amüsan-tes Gedicht mit dem Titel „Gaukler“:

„Und weiter geht's im alten Trott mit Schwindel, Heuchelei und Schein. Das ist eindeutig nicht von Gott und soll es wohl auch gar nicht sein.“

Einer fragte mich anlässlich einer Abstimmung, die ich nicht in seinem Sinne tätigen wollte: „Möchten Sie mit solch einer Last auf der Seele einst vor Ihren Schöpfer treten?“

Manche wurden sehr persönlich: „Hallo Frank, oder muss ich jetzt das SIE benutzen? Wir kennen uns aus Deiner Kapitänszeit in der Heilsarmee in Chemnitz, wo ich große Hochachtung zu Dir und Deinen Worten hatte, aber wie man so schön sagt, alles geht mal vorbei! Dazumal hattest Du Verständnis für uns arme Mitmenschen eben christliches Verhalten und was wurde daraus? Heute hast Du Dich stark gewandelt und redest der Merkel zum Mund. Leider bist Du jetzt nicht mehr bürgernah, wie Du es mal warst beim Zusammentreffen. Wohin soll alles noch gehen??? Einen Freund habe ich verloren – schade ...“

Dann gab es die wesentlich deutlicheren: „Stell die Hochverräter Merkel, Schäuble und ihre Komplizen aus Regierung, Parlament, Fraktionen, EU ... vor Gericht; TODESSTRAFE für Hochverräter.“

Oder auch: „Liebe CDU/CSU, Ihr seid der größte Abschaum der Welt. Ihr seid Ausbeuter und Vergewaltiger des deutschen Volkes.“

Ich habe in einem der vorangegangenen Kapitel von der Syrien-Abstimmung 2015 erzählt. Jene, die mir den Schlaf raubte. Und bei der ich schließlich für den Einsatz deutscher Truppen votierte. Noch am selben Tag erhielt ich eine E-Mail, die ebenfalls in meinem Ordner landete. Anstatt einer Anrede schrieb der Absender: „Ich bin zornig!“ Es ging noch schlimmer weiter. Am Ende seiner Ausführungen textete er: „Dafür verfluche ich dich!“

Mitten im ICE fiel mir damals die Kinnlade herunter, als ich diese E-Mail las. Ich bin Christ und glaube daran, dass Flüche Macht haben können. Ich glaube an die Kraft des Guten und die des Bösen. Und ich kann mir kaum etwas vorstellen, das mich dazu bringen würde, einen Fluch tatsächlich auszusprechen. Aber dieser Mann, erkennbar ebenfalls Christ, tat genau das. Wegen einer Entscheidung, die ich in seinen Augen falsch getroffen hatte. Einige Tage später erhielt ich eine weitere Zuschrift von ihm. Darin stand mit Bezug auf uns Politiker: „Ihr gehört alle gehenkt.“

Mein Team bemühte sich nicht um eine Antwort, sondern gab den Schriftverkehr augenblicklich an die Bundestagspolizei weiter. Flüche mögen für manche noch abstrakt sein. Aber Drohungen sind es nicht. Und niemand muss sich das gefallen lassen.

Wer den Kotz-Ordner nun für ein gar zu brachiales Werkzeug der Trauma-Verarbeitung hält, dem sei gesagt: Ich habe auch einen Herz-Ordner angelegt. Denn es gab auch die schönen Zuschriften und Kommentare zu meiner Arbeit. Nicht alles ist finster. Das war es auch damals nicht und daran möchte ich mich ebenfalls erinnern. Am stärksten aber bleibt die Erinnerung an die Verletzungen. Vor allem auch deshalb, weil ich die bösen Zuschriften und Anrufe oft von Menschen bekam, die ich kannte. Von Leuten, neben denen ich in Chemnitz in Gottesdiensten gesessen hatte. Und sogar von manchen, die mir richtig nahestanden. Heute kann ich sagen: In der Debatte um die „Wilden Dreizehn“ habe ich Freunde verloren. Aber ich habe auch viel gelernt. Zum Beispiel Dinge, die mein Herz verletzen, gleich im Gebet nach oben zu schicken. Sie abzugeben, wie man so schön sagt. Damit sie mich nicht krank machen. So seltsam es klingen mag: Mein Glaubensleben war in dieser harten Zeit lebendiger als je zuvor. |



**Frank Heinrich**  
**„ICH HATTE MIR**  
**VORGENOMMEN, MENSCH**  
**ZU BLEIBEN. ZWÖLF JAHRE**  
**ALS CHRIST IM DEUTSCHEN**  
**BUNDESTAG“**

erscheint am 1. September  
 im Brunnen-Verlag



Darin blickt Frank Heinrich zurück auf seine Zeit im Deutschen Bundestag, aber auch auf seine Kindheit und christliche Prägung sowie seine Arbeit als Heilsarmee-Offizier. Die Mitautorin ist Redakteurin dieses Magazins.

SUIZIDHILFE, ABTREIBUNG UND LGBTQ

# „Fühle mich dem Lebensschutz verpflichtet“

Selten hat sich eine Regierung in so kurzer Zeit mit so vielen bioethischen und hochsensiblen Themen beschäftigt: Sterbehilfe, Abtreibung, Transsexuellengesetz. Für solche heiklen Fragen ist im Bundesjustizministerium auch der Parlamentarische Staatssekretär und Katholik Benjamin Strasser (FDP) zuständig. Jüngst fiel sein Vorschlag zu einem Sterbehilfe-Gesetz im Bundestag durch. Ein Gespräch über Lebensschutz, LGBTQ und Kirche in der Politik.

Anna Lutz



## ZUR PERSON

Benjamin Strasser ist 36 Jahre alt und sitzt seit 2017 für die FDP im Deutschen Bundestag. Bis 2021 war der Katholik religionspolitischer Sprecher seiner Fraktion, heute ist er Parlamentarischer Staatssekretär unter Bundesjustizminister Marco Buschmann.

**PRO: Herr Strasser, Sie arbeiten sich in dieser Legislatur an diversen ethischen Themen ab, eines ist die Regelung der Suizidhilfe. Im Bundestag sind am 6. Juli zwei Gesetze durchgefallen, darunter eines, das Sie mitverantwortet haben. Kämpfen Sie weiter oder bleibt es nun dabei, dass es kein Gesetz gibt?**

Benjamin Strasser: Es ist in der Tat enttäuschend, dass nach vielen Diskussionen und intensiven Arbeitsrunden in einer fraktionsübergreifenden Gruppe wir wegen 30 fehlender Stimmen eine Mehrheit im Deutschen Bundestag verfehlt haben. Die Betroffenen und ihre Angehörigen werden mit dieser Nicht-Entscheidung des Bundestages weiter einem unregulierten Zustand ohne jegliches Schutzkonzept ausgesetzt, in welchem Sterbehilfevereine aus der Suizidassistenten ein Geschäftsmodell gemacht haben. Als Gruppe mit den meisten Stimmen haben wir vereinbart, dass wir uns nach der parlamentarischen Sommerpause besprechen, ob und wie wir einen weiteren Anlauf für ein Gesetz wagen.

**Ihr Gesetz wollte eine Legalisierung von Suizidhilfe in engen Grenzen. Selbstbestimmung am Lebensende.**

## „Der Eindruck, da seien nun in den letzten Tagen vor der Sommerpause Gesetzesentwürfe durchs Plenum gepeitscht worden, ist falsch.“

**Für wen und wann gilt in Ihren Augen dieses Selbstbestimmungsrecht?**

Es gilt für alle Menschen. Das Bundesverfassungsgericht hat festgelegt, dass jeder ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben hat und darüber hinaus auch das Recht, sich dabei der Hilfe Dritter zu bedienen. Zugleich sagt das Gericht aber auch: Der Staat muss das Leben schützen, indem er Rahmenbedingungen schafft, um dieses Recht auszuüben. Der Gesetzgeber darf den assistierten Suizid nicht auf bestimmte Personengruppen beschränken oder gar die Motive der Sterbewilligen hinterfragen. Auch nicht bei psychisch Kranken oder bei Menschen mit Suchterkrankungen. Das Verfassungsgericht hat den Rahmen massiv erweitert, in dem

das Recht auf den assistierten Suizid eben nicht nur Schwerstkranken am Lebensende gewährt wird. Genau deshalb wollten wir ein Beratungs- und Schutzkonzept, das nicht nur auf dem Papier steht. Und wir stehen dafür ein, dass diese Art der Selbstbestimmung nicht durch kommerzielle Interessen beeinflusst werden darf.

**Damit meinen Sie Sterbehilfevereine ...**

Ja. Man kann sie nicht verbieten, das sagt das Bundesverfassungsgericht. Aber ich erwarte, dass sich die Vereine an Mindestvorgaben und Standards halten, etwa die unabhängige Beratungspflicht Sterbewilliger.

**Die Bundesärztekammer warnte vor der Entscheidung im Bundestag, ihr Gesetz hätte Sterbehilfevereine aus der Schmutzdecke geholt, weil es deren Arbeit in gewissen Grenzen legalisieren wollte. Und sie kritisiert, dass ein permanenter Suizidwunsch etwa bei psychisch Kranken, nicht durch Beratungen sicherzustellen ist.**

Der Umgang mit suizidwilligen Menschen ist nicht trivial. Ein entsprechender Facharzt ist dafür ausgebildet und muss beantworten, ob der Mensch medizinisch in der Lage ist, einen dauerhaften, ernsthaften und freien Willen zu bilden. Das

sieht unser Gesetz vor. Der Umstand, dass Sterbehilfeorganisationen in Deutschland tätig sind, wird nicht durch unser Gesetz geschaffen. Diese gibt es schon seit Jahren. Unser Gesetz hätte dafür gesorgt, dass in einer unabhängigen Beratung über Alternativen gesprochen wird, anstatt den assistierten Suizid als einzige Möglichkeit zu zeigen, einen als nicht mehr lebenswert empfundenen Zustand schnell zu verändern oder zu beenden.

**Ein Grund für die Ablehnung Ihres Gesetzes könnte folgender sein: Die Vorbereitungen auf die Abstimmung über die Gesetzesvorlagen erschienen chaotisch. Innerhalb von wenigen Wochen haben sich Parlamentariergruppen neu formiert, die Vorlagen**

**wurden verändert, so kurzfristig, dass sie am Tag der Abstimmung nicht einmal in der Datenbank des Bundestages zu finden waren. Warum diese Eile?**

Was ist daran chaotisch? Wir sprechen seit Jahren über die Entwürfe. Es gab eine sechsstündige Anhörung im Rechtsausschuss dazu. Danach haben wir alles ausgewertet und nochmals Änderungen vorgenommen. Das ist kein Chaos, das ist das normale parlamentarische Verfahren. Wir haben in den Fraktionen darüber gesprochen, Experten angehört und mehrfach in zwei Wahlperioden im Plenum darüber diskutiert. Wir haben alle Positionen intensiv abgewogen. Es bringt nichts, das unangenehme Thema auf den Sankt-Nimmerleinstag zu verschieben. Der Eindruck, da seien nun in den letzten Tagen vor der Sommerpause Gesetzesentwürfe durchs Plenum gepeitscht worden, ist falsch.

**Die Bundesärztekammer kritisiert, die Entwürfe seien problematisch gewesen, weil sie nicht psychiatrischer Expertise entsprächen.**

Irgendwann ist die Zeit gekommen, eine Entscheidung zu treffen. Die Betroffenen werden seit Jahren in einer schwierigen Lebensphase allein gelassen. Das muss enden. Wir haben dazu einen verantwortbaren Vorschlag vorgelegt.

**Nicht nur diese Lebensrechtsfrage treibt die Ampel um. Im Februar hat eine „Kommission reproduktives Selbstbestimmungsrecht“ die Arbeit aufgenommen. Es geht unter anderem um eine mögliche Abschaffung des Abtreibungsverbots. Warum muss diese Frage neu verhandelt werden?**

Es geht um die Frage, ob und gegebenenfalls wie eine Regelung des Schwangerschaftsabbruchs außerhalb des Strafrechts möglich ist. Darüber gibt es seit Jahrzehnten eine Debatte. Der stellen wir uns.

**Neu ist die prominente Beschäftigung damit innerhalb eines Ministeriums und einer extra eingerichteten Kommission. Lebensrechtler fürchten, dass Paragraph 218 fällt. Sie auch?**

Ich nehme in meiner Bundestagsfraktion durchaus eine gewisse Skepsis wahr, was eine Abschaffung des Paragraphen 218 angeht. Aber ich werde mich nicht voreilig festlegen. Das gebietet auch der Respekt vor den unabhängigen Expertinnen und Experten in der Kommission.

**Familienministerin Lisa Paus (Grüne) erklärte im Januar: „Wer anders als die Schwangeren selbst sollte entscheiden, ob sie ein Kind austragen möchten oder können?“**

Ich empfehle auch der Bundesfamilienministerin, sich mit voreiligen Urteilen zurückzuhalten.

**Die Bundesregierung verhandelt – zumindest in der Kommission – ohne Vertreter der Kirchen. Wieso?**

Die Bundesregierung hat eine unabhängige Kommission eingesetzt. Dass darin die Kirchen nicht vertreten sind, hat maßgeblich mit dem Auftrag der Kommission zu tun. Die Kommission soll die gesellschaftliche Debatte nicht vorwegnehmen. Sie soll beantworten, welche Möglichkeit es überhaupt gibt, den Schwangerschafts-

Diesem Ziel fühle ich mich verpflichtet. Unsere Verfassung schützt aber auch das Persönlichkeitsrecht der Schwangeren sowie ihr Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Mir ist wichtig, dass Frauen und Paare in Notsituationen alle Informationen zur Verfügung haben, um eine gut fundierte Entscheidung treffen zu können. Das Werbeverbot in Paragraph 219a StGB stand sachlicher Aufklärung im Weg; deshalb war seine Abschaffung richtig. Die Frage nach Paragraph 218 ist eine ganz andere. Was den Jenga-Turm angeht: Der steht. Und die Abschaffung des Werbeverbots hat die Abtreibungszahlen nicht in die Höhe getrieben.

**Tatsächlich steigt die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche seit 2022 stark an, zuletzt um zehn Prozent. Vorher**

## „Ich empfehle auch der Bundesfamilienministerin, sich mit voreiligen Urteilen zurückzuhalten.“

abbruch außerhalb des Strafgesetzbuchs zu regeln. Das ist eine vornehmlich wissenschaftliche Frage. Deshalb besteht die Kommission ausschließlich aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. In der Arbeitsgruppe zu Paragraph 218 StGB sind es insgesamt neun. Im Anschluss an die Arbeit der Kommission wird es eine breite Debatte geben. Und natürlich wird dann auch mit den Kirchen gesprochen werden. Sie sind – trotz Mitgliederchwund – ein wichtiger Gesprächspartner in solch ethisch sensiblen Fragen.

**In einem früheren Gespräch mit PRO haben Sie das bis 2021 geltende Abtreibungsrecht als Jenga-Turm bezeichnet, aus dem kein Stein herausgenommen werden kann. Das Werbeverbot ist bereits herausgenommen, nun folgt vielleicht mehr. Macht Ihnen das als Katholik Bauchschmerzen?**

Ich bin Christ, und das prägt meine Wertvorstellungen. Aber mein Anspruch ist es, eben nicht nur Politik für Christen zu machen, sondern für alle Menschen, ganz unabhängig von ihrer Glaubensüberzeugung. Der Schutz des ungeborenen Lebens ist nicht nur ein christliches Gebot, sondern auch ein Auftrag unserer Verfassung.

**war sie seit 2001 fast durchgängig rückläufig.**

Die Zahlen lassen nicht den Rückschluss zu, dass das mit der Abschaffung des Werbeverbots zusammenhängt. Es gibt nach wie vor eine Pflicht zur Schwangerschaftskonfliktberatung. Die Tatsache, dass Frauen und Paare durch die Abschaffung des Werbeverbots zusätzliche Informationen bekommen, macht einen Schwangerschaftsabbruch nicht wahrscheinlicher.

**Kritik von Konservativen bekommen Sie auch an anderer Stelle: Ihr Ministerium hat einen Entwurf für ein Selbstbestimmungsgesetz für Transsexuelle erarbeitet.**

Wir wollen, dass der Staat transgeschlechtliche Menschen nicht als Kranke behandelt. Das geltende Recht tut aber genau das: Wer seinen Geschlechtseintrag ändern lassen möchte, muss sich einem aufwändigen und entwürdigenden Begutachtungsverfahren unterziehen. Da kann sogar die Frage gestellt werden, welche Art der Unterwäsche man trägt. Und dabei geht es am Ende ja „nur“ um den Eintrag im Personenstandsregister. Mit medizinischen Eingriffen zum Beispiel hat unser Gesetz nichts zu tun.

**Das Gesetz sieht vor, dass schon 14-Jährige mit Zustimmung der Eltern ihr Geschlecht offiziell beim Standesamt ändern lassen können. Also mitten in der Pubertät. Ist das nicht zu früh?**

Vor einer Änderung des Geschlechtseintrags steht im Regelfall das soziale Coming-out als transgeschlechtlich. Und das hat für Jugendliche häufig erhebliche soziale Folgen. Schon deshalb ist die Annahme abwegig, Jugendliche würden einen solchen Schritt leichtfertig gehen. Und wie Sie richtig sagen: Es geht hier um eine gemeinsame Entscheidung von Eltern und Kind, nicht um eine Entscheidung des Kinds allein. Wichtig ist außerdem: Mit Operationen oder Hormonbehandlungen hat das Gesetz nichts zu tun; Operationen sind in aller Regel erst mit Volljährigkeit möglich.

**Dennoch könnte eine Entscheidung über das eigene Geschlecht bei einem 14-Jährigen nicht endgültig sein.**

Und das ist doch gut so! Wenn sich die Entscheidung zur Änderung des Geschlechtseintrags als falsch herausstellt, kann sie rückgängig gemacht werden. So sieht es unser Gesetzesentwurf vor. Die Zahlen, die wir aus anderen Ländern kennen, zeigen aber, dass sich solche Fälle im unteren einstelligen Prozentbereich bewegen, und je älter die Personen werden, desto seltener geschieht das. Die Entscheidung der Änderung des Geschlechtseintrags ist in der Regel einmalig.

**Der Synodale Weg hat in einem seiner Papiere den Umgang der Kirche mit Transsexuellen kritisiert und den Papst aufgefordert, Menschen mit nichtbinärer Identität zu schützen. Teilen Sie die Kritik an Ihrer Kirche?**

Ich wohne in einem kleinen Dorf. Es gibt bei uns eine transgeschlechtliche Person und ich erlebe, wie das ganze Dorf sehr wertschätzend mit dieser Person umgeht. Das zeigt mir, dass Menschen sich heute trauen, auf transgeschlechtliche Menschen zuzugehen. Vielleicht auch deshalb, weil sie heute sichtbarer sind. Transgeschlechtlichkeit gibt es nicht erst seit gestern, sondern sie ist so alt wie die Menschheitsgeschichte. Auch die Kirche muss transgeschlechtlichen Menschen wertschätzend begegnen und zeigen: Jeder ist gut, so wie er von Gott gemacht ist.

**Herr Strasser, vielen Dank für das Gespräch. |**

# Starke Arbeit, starke Hilfe, starkes Team



Anna

UKRAINEHILFE



Raphael

GESCHÄFTSFÜHRER



Ester

KATASTROPHENHILFE



Lucas

GEMEINDEREFERENT



Joanna

ARMENIENHILFE



Tabitha

KOMMUNIKATION



Kyrill

LOGISTIK



Hanna

BUCHHALTUNG



Almut

ISRAEL-PATENSCHAFTEN

## Fang neu an, starte mit uns durch!

Du möchtest einer Tätigkeit nachgehen, die wirklich Sinn macht?  
Wir suchen engagierte Menschen, die mit Herz und Hand helfen wollen.  
Bewirb Dich jetzt: Tel. 0641 975 18 760, [bewerbungen@campus-d.de](mailto:bewerbungen@campus-d.de)





**Gewürze sind seine Leidenschaft: Kai Dräger hat gemeinsam mit einem Kollegen „Spicebar“ gegründet und reist für den besten Pfeffer um die ganze Welt – hier beim Besuch auf einer Farm. Bekannt ist seine Firma auch für Gewürzmischungen mit Namen wie „Umamibums“ oder „Zauberstaub“. Mit denen stellt Dräger sich gern auch mal selbst an den Grill.**



## GEWÜRZE AUS ALLER WELT

# Der Pfeffer-Jünger

Kai Dräger reist auf der Suche nach gutem Geschmack um die Welt. Mit seinem Unternehmen „Spicebar“ verkauft er jährlich millionenfach Gewürze. Für den Christen zählt dabei auch: Jedem in der Lieferkette muss es gut gehen.

Anna Lutz

Sechs Stunden hat der Aufstieg gedauert. Kai Dräger ist müde, verschwitzt, außer Atem. Doch er hat es geschafft. Auf 1.800 Metern Höhe steht er nun in einem Dorf namens Timure, mitten im nepalesischen Nirgendwo. Hier sucht er keine Erleuchtung. Keine Erholung oder gar ein Abenteuer. Nein, er sucht nach einem besonderen Pfeffer.

Die nepalesische Botschaft in Berlin hat ihm einige Monate zuvor Kontakte zu Gewürzsammlern im Himalaya vermittelt. Der Unternehmer war über verschiedene Ecken auf das Gerücht gestoßen, es gebe in Nepal einen ganz besonderen Pfeffer. Also setzte er alle Hebel in Bewegung, um mehr darüber zu erfahren, und wurde schließlich fündig. Denn mit seinem frisch gegründeten Unternehmen „Spicebar“ will er nicht weniger, als „die besten Gewürze der Welt liefern und die Menschen damit begeistern“, wie der inoffizielle Slogan der Firma lautet. Dafür fliegt Dräger sogar einmal um die halbe Welt. Doch er hat keine Ahnung, was ihn erwartet.

Schon an seinem ersten Tag in Nepal trifft er sich mit einem Guide, der ihn hoch hinauf auf den sogenannten Bärenfelsen begleiten soll. „Ein entspannter kleiner Spaziergang, drei Stunden ungefähr“, sagt der Führer, um ihn anschließend noch kurz über den Namensursprung des zu besteigenden Berges aufzuklären: „Er heißt so, weil es hier Bären gibt. Wenn du einen Bären siehst, dann lauf in die andere Richtung weg.“

Dräger sieht keinen Bären. Aber der Aufstieg dauert drei Stunden länger als geplant, und die Luft ist unerwartet dünn. Schwindel und Müdigkeit sorgen dafür, dass er sich eine Nacht ausruht, bevor er sich auf die Suche begibt. Nach einer kalten Nacht in einer der örtlichen Lehmhütten macht er sich gemeinsam mit dem Dorfältesten auf den Weg. Und wird fündig. Den sogenannten Timut-Pfeffer kann man heute unter anderem in seinem Onlineshop kaufen.

„Dort oben gibt es Gewürze, die hat niemand anderes“, schwärmt Dräger noch heute, sechs Jahre nach dieser Reise. PRO

trifft ihn nicht im Himalaya, sondern am Rande Berlins, im grünen Flachland statt in der Hochebene. Der gebürtige Niedersachse lebt seit über zehn Jahren in der Hauptstadt, zuvor hat er Marketing in Hamburg studiert und war bei diversen Unternehmen im Marketing tätig, darunter die Geschenkartikel-Kette „Nanu Nana“ oder der Biowarenhersteller „Biozentrale“.

## „Dort oben gibt es Gewürze, die hat niemand anderes.“

„Es gab Zeiten in meinem Leben, da habe ich 70 Stunden in der Woche gearbeitet“, sagt er, während einige Meter weiter der Grill auf Temperaturen kommt. Heute gehe er es entspannter an, verbringe mehr Zeit mit der Familie als im Büro. „Ich muss keine Karriere mehr machen, ich will tun, was mir Freude bringt.“ Seit 2014 hat er sich das auf die Fahnen geschrieben, damals gründete er mit seinem Partner Patrick Hahnel das Unternehmen. Hahnel ist der Gewürzexperte, Dräger der Mann für die Öffentlichkeit. Als er Hahnel damals kennenlernte, verband sie vor allem die Leidenschaft für – natürlich – Pfeffer. Dräger probierte bei seinem späteren Geschäftspartner Zitronenpfeffer aus Sumatra. Und bekam diesen Geschmack tagelang nicht mehr aus dem Kopf. „Meine Frau sagte irgendwann zu mir: Kai, du redest nur noch über diesen Pfeffer. Vielleicht musst du damit mehr machen als nur kochen.“ Die Idee von „Spicebar“ war geboren.

## 50 Shades of Pfeffer

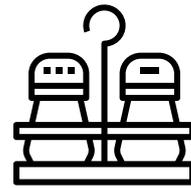
„Trau dich“, sagt Dräger und reicht eine Hand voll schwarzer Körner über den Tisch. Fermentierter Pfeffer aus Kambodscha, nicht der, den er bei seiner ersten Reise fand, aber ebenfalls besonders.



Der Pfefferstrauch ist eine Kletterpflanze und kann mehrere Meter hoch wachsen. Die Pfefferkörner sind die Früchte.

Die Autorin blickt skeptisch hinunter auf die schwarzen Kügelchen auf ihrer Handfläche. „Das schmeckt wirklich lecker, probier's“, sagt er nochmal. Die Idee, Pfeffer pur zu essen, mag den wenigsten auf Anhieb gefallen. Doch nachdem die fünf bis sechs Körner die Zunge berührt haben, ergeben Drägers Worte Sinn: ein Hauch von Salz. Leichte Schärfe. Darunter etwas Süße. Fast wie eine gut gewürzte Knabbererei.

Kai Drägers fermentierter Pfeffer gehört neben dem Timut-Pfeffer zu mehr als einem Dutzend verschiedener Pfeffersorten im „Spicebar“-Sortiment. Langer Pfeffer schmeckt nussig-erdig. Andaliman-Pfeffer erinnert an Zitrone. Das Aroma des wilden Voatsiperifery-Pfeffers mutet an wie eine Mischung aus Menthol, Vanille und Holz. Geschmäcker, die wohl die Wenigsten einem der eigentlich gängigsten Gewürze hierzulande zuordnen würden.



## Gewürze in der Bibel

Auch in der Bibel ist schon von vielfältigen Gewürzen die Rede: Die Weisen aus dem Morgenland bringen dem Jesuskind Myrrhe, die Königin von Saba beschenkte König Salomo mit Balsamöl. Gewürze oder Aromastoffe waren zu biblischen Zeiten oft Teil religiöser Zeremonien und sehr kostbar. Man nutzte sie zum Räuchern oder zur Salbung wichtiger Persönlichkeiten oder Verstorbener. Doch auch im Alltag spielten sie eine Rolle. In Israel würzte die Bevölkerung damit etwa ihr Fleisch. Teuer waren Gewürze vor allem dann, wenn sie nicht vor Ort geerntet, sondern importiert werden mussten. Das galt etwa für Safran, Aloe, Balsam, Zimt, Weihrauch und Myrrhe, die mithilfe von ganzen Karawanen hunderte Kilometer aus Asien oder Arabien nach Israel zurücklegten.

„Spicebars“ Aromen entstehen nicht durch Zugabe von Aromen oder Extrakten, wie so oft in der Nahrungsmittelindustrie. Stattdessen legt Dräger Wert auf guten Boden zum Wachsen, das richtige Klima, optimale Trocknungs- und Bewässerungsmethoden. Das Knowhow dazu bringt er aus Europa in entfernte Länder. Für Umami, also den wirklich runden und herzhaften Geschmack, geben die Hersteller bei Gewürzmischungen etwa Tomate oder Steinpilz hinzu, künstliche Aromen oder Geschmacksverstärker sind tabu. Nicht umsonst tragen die meisten „Spicebar“-Produkte ein Biosiegel.

## Faire Arbeitsbedingungen als Geschäftsmodell

Zudem legt Dräger Wert auf faire Arbeitsbedingungen in Deutschland, aber vor allem auch in den Herkunftsländern der Gewürze. „Allen in der Kette muss es gut gehen“, sagt Dräger. Findet er etwa eine neue besondere Gewürzspezialität, so bietet er den Bauern

an, dauerhaft die gesamten Erntemengen zu kaufen zu einem gemeinsam festgelegten Preis. Das bringt der Firma Alleinstellungsmerkmale und den Produzenten im Ausland Einnahmesicherheit. Nebenbei entmachtet Dräger so die Zwischenhändler, die die Einnahmen der Bauern oft dämpfen, indem sie die Preise drücken. „Ich kenne bei nahezu all unseren Gewürzen jedes Glied der Lieferkette“, sagt der Unternehmer. Mehr noch: Als er einmal Kinder während der Ernte auf einer Farm sah, ließ er dort mithilfe einer lokalen Organisation ein kleines Schulgebäude errichten, sodass die Kinder der Farmer und die Kinder der angrenzenden Dörfer während der Erntezeit dort unterrichtet werden können.

## „Ich wäre ohne Glauben ein schlechterer Unternehmer und ein ungeduldiger Chef.“

Während er von seinen Reisen und den Erfahrungen im Ausland erzählt, taucht Dräger Hühnchen und Rindfleisch in rotes und gelbes Pulver. Das Pulver heißt „Umamibums“, „Südseetraum“ oder „Rauchige Drecksau“ – Gewürzmischungen für Gemüse und Fleisch, gut geeignet für den Grill, weshalb „Spicebar“ auch bei Barbecuefans bekannt ist. Grillen, das ist auch Drägers Leidenschaft. „Wir Menschen sind Genießer, das unterscheidet uns von anderen Lebewesen. Wir essen nicht einfach, um zu überleben“, sagt er und wendet das Roastbeef auf dem Kugelgrill.

Doch wer genießen will, der trägt auch Verantwortung. Gewürze aus aller Welt importieren, geht das denn noch in einer Welt, geschüttelt von Klimawandel, Menschenhandel und der Suche nach billigen Produktionsbedingungen in Asien und Afrika? „Was möglich ist, das machen wir in Deutschland“ antwortet der Marketingexperte. Petersilie, Schnittlauch, zeitweise sogar Berliner Chili produziert „Spicebar“ vor Ort. „Doch am Ende geht der Geschmack vor“, erklärt er. Nicht alles könne lokal angebaut werden.

Es ist nicht nur die Sehnsucht nach Geschmack, die Dräger antreibt. Schon Jahre zuvor war er durch seine Frau Daniela in Kontakt mit Taizé gekommen. Ein Ort in Frankreich, in dem christliche Mönche ein Kloster betreiben und zu dem jährlich hunderttausende Menschen pilgern und dessen Gottesdienste in erster Linie durch Gesang geprägt sind. „Sie war irgendwie immer am Lächeln, daran erinnere ich mich gut“, sagt er. Im Jahr 2015 besucht er mit ihr zusammen immer wieder eine evangelische Gemeinde im Berliner Märkischen Viertel. Religiös aufgewachsen ist er nicht, wurde zwar konfirmiert, aber fand als junger Mensch nie wirklich Kontakt zur Kirche. Doch als er gemeinsam mit seiner Frau beginnt, regelmäßig Gottesdienste zu besuchen, macht irgendetwas in ihm Klick. „Ich habe angefangen, mich zu fragen: Wer will ich sein? Wofür lebe ich?“ Die Antwort findet er im christlichen Glauben. Heute ist er sich sicher: „Ich wäre ohne Glauben ein schlechterer Unternehmer und ein ungeduldiger Chef.“ Dräger trägt Verantwortung für über 50 Mitarbeiter, verkauft derzeit jährlich Millionen Dosen Gewürze. „Ich glaube an das Prinzip, dass jeder, auch in meinem Unternehmen, eine zwei-



Kai Dräger ist 40 Jahre alt, kommt aus Celle in Niedersachsen und war vor der „Spicebar“-Gründung im Marketing diverser größerer Unternehmen tätig. Seit 2015 macht er in Gewürze. Mit seiner Frau Daniela und zwei Kindern lebt er in Berlin.

te Chance verdient“, sagt er. „Und ich will keinen Erfolg um jeden Preis.“ Wer weiß, vielleicht mache er irgendwann auch mal was Missionarisches, schiebt er nach einigem Nachdenken hinterher.

Dabei ist Gott manchmal auch heute schon Thema in seinem Berufsalltag. Damals etwa, in jenem Dorf im Himalaya auf der Suche nach dem besonderen Pfeffer. Als er mit dem Dorfältesten durch die Berge wandert, fragt dieser ihn ganz selbstverständlich: „Wann betest du eigentlich, morgens oder abends?“ Dräger muss schmunzeln und lernt an diesem Tag, dass das Gespräch über Spiritualität in anderen Kulturen selbstverständlich ist. Während Deutsche es oft für eine Privatsache halten. „Ich war gerade Christ geworden“, erinnert sich Dräger. „Und so hatte ich für diesen Mann eine Antwort.“

Als wenig später das Grillgut aufgegessen ist, packt der „Spicebar“-Gründer seine Sachen zusammen. Er muss los, zum Hauskreis seiner Gemeinde, immer montagabends. Aber eine Frage noch: „Was ist eigentlich Ihr Lieblingsgewürz, Herr Dräger?“ Er überlegt. „Viele. Aber besonders liebe ich fermentierten Pfeffer.“ Was auch sonst. |

# Der letzte Fußabdruck soll grün sein

Ein nachhaltiger Lebensstil, der sorgsam mit der Schöpfung umgeht, wird vielen Menschen immer wichtiger. Wie steht es um Ökologie und Nachhaltigkeit, wenn das Leben zu Ende ist? In Friedhofsordnungen ist das bereits ein Thema. Spielt es aus christlicher Sicht eine Rolle, in welcher Form jemand bestattet wird?

Norbert Schäfer

Der Wunsch, die Umwelt für die nachfolgenden Generationen zu bewahren, gewinnt auch über die eigene Lebenszeit hinaus an Bedeutung. „Das Thema Nachhaltigkeit ist in der Bestattung angekommen“, sagt Elke Herrnberger, die Pressesprecherin im Bundesverband Deutscher Bestatter. Alle in der Branche müssten sich mit dem Thema beschäftigen. „Wer den eigenen ökologischen Fußabdruck zu Lebzeiten optimiert hat, möchte das auch für seinen letzten Weg.“ Doch die reinen Zahlen weisen noch nicht darauf hin. In Deutschland werden rund 75 Prozent der Bestattungen als Feuerbestattung durchgeführt. Tendenz steigend. Für jede Einäscherung und die dafür vorgeschriebenen hohen Temperaturen werden je nach Stand der Technik im Krematorium mehrere Kubikmeter Gas benötigt. Bei einer Erdbestattung muss dagegen keine Energie in Form von Verbrennungswärme zugeführt werden. Es mag pietätlos klingen, aber: Das spart CO<sub>2</sub>.

Dem Wunsch, möglichst umweltbewusst zur letzten Ruhe gebettet zu werden, trägt beispielsweise die „Grüne Linie“ Rechnung. Das Siegel zertifiziert Bestatter, die ökologisch nachhaltige Beisetzungsformen anbieten. Dabei sollen möglichst viele Bestandteile in den natürlichen Kreislauf zurückgelangen. Dazu gehört

unter anderem, dass das Holz für den Sarg, der Stein für das Grabmal, die Blumen für Dekoration und für den Grabschmuck aus der Region stammen. Bestattungstextilien und alle Bestandteile sollen möglichst vollständig aus Naturstoffen bestehen, die biologisch abbaubar sind. Zudem gilt es dabei, sämtliche Transportwege kurz zu halten, um Emissionen zu vermeiden.

## „Du bist Erde und sollst auch wieder zu Erde werden.“

Genesis 3, 19

Der ökologische Gedanke setzt sich auch in den Kommunen immer stärker durch. „Teilweise sind es bereits die Friedhofsordnungen, die vorschreiben, dass nur noch abbaubare Produkte in die Erde eingebracht werden dürfen“, sagt Herrnberger. Das solle verhindern, dass chemische Stoffe in den Boden kommen, die dort nicht hingehören. Bis die Organismen im Boden einen Leichnam zu Erde zersetzt haben, dauert es Jahre, je nach Beschaffenheit des Bodens sogar Jahrzehnte. Ein Grund dafür, warum auf vielen Friedhöfen der Platz für eine Grabstätte knapp wurde.

Schneller geht es bei einer „Reerdigung“. Hierbei greift die Technik der Natur unter die Arme und verkürzt den Verwesungsvorgang. Der Leichnam wird dazu in einem sargähnlichen Behälter aus recyceltem Kunststoff –



**Gott formte den Menschen aus Staub vom Erdboden. Dahin kehrt der Mensch nach seinem Tod zurück. Das ist auch aus ökologischer Sicht sinnvoll.**

einem sogenannten Kokon – auf ein Substrat aus Heu und Stroh gebettet, das mit Aktivkohle angereichert ist. „Die Transformation des Körpers in Erde durch die natürlichen Mikroorganismen erfolgt durch einen aeroben Prozess – also in Anwesenheit von Sauerstoff – mittels kontrollierter Luftzufuhr und Befeuchtung“, erklärt Pablo Metz, der die neue Bestattungsform mit einem Pilotprojekt in Deutschland einführen möchte. Die Technik schafft den Mikroorganismen optimale Bedingungen. Im Kern ist der Vorgang eine Kompostierung, die nach 40 Tagen abgeschlossen ist. Der tote Körper eines Menschen ist in der Zeit bis auf die großen Knochen und möglichen Implantate gänzlich zu Erde zerfallen. Die wird dann auf einem Friedhof beigesetzt. Das ist auch für Urnen vorgeschrieben: Außer bei der Seebestattung in einer Urne müssen physische Reste eines toten Menschen an einem zu diesem Zwecke gewidmeten Ort, einem Friedhof oder Bestattungswald, beigesetzt werden.

Die Gesamtkosten für eine Bestattung liegen in Deutschland im Durchschnitt bei 4.500 Euro. Das hat die Verbraucherinitiative Bestattungskultur „Aeternitas“ errechnet. Die Kosten für ein Grabmal von 2.000 bis 3.000 Euro kommen bei einer klassischen Grabstätte noch dazu. See- und Baumbestattungen, Gemeinschaftsgrabanlagen, Urnenwände und Rasengräber sehen entweder keine oder nur eine kleine Steinplatte vor und sind deshalb in der Regel günstiger. Dienstleistungen wie zum Beispiel die Überführung, Einäscherung, Abwicklung der Trauerfeier und Formalitäten sowie die örtlichen Friedhofsgebühren machen einen größeren Teil der Bestattungskosten aus als Sarg oder Urne. Auch aus Kostengründen entschieden sich viele Angehörige für

eine Feuerbestattung, erklärt Alexander Helbach, Presse-Referent bei „Aeternitas“. Er appelliert hinsichtlich der CO<sub>2</sub>-Bilanz einer Einäscherung zu Besonnenheit: „Ich halte es für wichtig, dies auch immer in Relation zu anderen Lebensbereichen zu setzen. Und hier nimmt die Bestattung eines Menschen sicherlich eine Sonderrolle ein.“

## Nachhaltiges Leben über den Tod hinaus

„Im Blick auf die Friedhofs- und Trauerkultur zeigt sich in Deutschland in eklatantem Ausmaß die Säkularisierung und Pluralisierung unserer Gesellschaft“, sagt der evangelische Theologe Rolf Hille. Bis vor Kurzem seien Bestattungen ein wichtiger Beitrag der Volkskirchen in der Öffentlichkeit gewesen und hätten dazu beigetragen, die christlichen Inhalte als Kasualien deutlich zu machen. Inzwischen sei das durch die Pluralisierung der Bestattungskultur und aller damit verbundenen weltanschaulichen Hintergründe nicht mehr so. Mit einzelnen Ausnahmen: „Was das für Kirche und Öffentlichkeit bedeutet, ist in übergroßer Dimension an dem Beerdigungsgottesdienst für Queen Elizabeth II. deutlich geworden.“ Dieser Gottesdienst hat weltweit Millionen Menschen vor den Fernseher gelockt.

Vom biblischen Befund des Alten Testaments her sei klar, dass Tote in der Erde bestattet werden: „Du bist Erde und sollst auch wieder zu Erde werden“ (Genesis 3, 19). Im Buddhismus und Hinduismus sei es selbstverständlich, dass unter dem Aspekt



**Welche Bestattungsform Menschen wählen, hat häufig finanzielle Gründe. Viele möchten ihren Angehörigen keine aufwändige Grabpflege hinterlassen.**

der Reinkarnation die Verstorbenen verbrannt würden. „Die Toten sollen aus dem Kerker des Leibes als befreite Seelen mit der Gluthitze und dem Rauch aufsteigen in die universale Welt. Die Auffahrt der Seele in die universale Welt ist eine Voraussetzung für die sogenannte Wiedergeburt.“ Aus dem Sphärischen steigt dann nach diesen religiösen Überzeugungen die Seele wieder herab in die körperliche Gestalt eines Menschen oder Tieres, und zwar je nach der Qualität des im Leben erworbenen Karma. „Diese Auffassung ist mit der biblischen Sicht nicht vereinbar“, erklärt Hille. „Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass man das hin-

duistische und buddhistische Verständnis nicht mit der Praxis der Urnenbeisetzung hierzulande identifizieren darf.“

Der Theologe sieht in den verschiedenen Formen der Bestattung für unsere Gesellschaft eine Ermessensfrage. „Es kommt schließlich weniger auf die Form der Bestattung an als vielmehr auf die symbolische Bedeutung, die man mit den einzelnen Formen einer Beerdigung verbindet.“ Bei anonymen Bestattungen auf ausgesparten Grünflächen der Friedhöfe oder „Friedwäldern“ sieht Hille jedoch eine Spannung zu dem biblischen Verständnis von der Einmaligkeit und Würde der Person. „In diesem Zusammenhang ist allerdings zu bedenken, dass anonyme Bestattungen in der Regel durch die Mobilität der modernen Gesellschaft bestimmt sind.“

„Mit dieser Praxis ist der biblischen Wahrheit bezüglich der Einmaligkeit des menschlichen Lebens und seiner Würde nicht mehr Rechnung getragen.“ Hille rät zu sensiblem Umgang mit dem Thema. Wie in allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen sollten Christen ihre spezifische, von der Bibel her bestimmte Position deutlich machen.

In der kirchlichen Praxis spielen die Fragen nach der Bestattungsform oder den Kosten kaum eine Rolle. „Wenn ich Angehörige zum Trauergespräch besuche, ist die Entscheidung über die Bestattungsform bereits mit dem Bestatter geklärt“, sagt Veronika Mavridis, evangelische Pfarrerin in Rottenburg an der Laaber in Niederbayern. Die Pfarrerin hat es in ihrem Kirchspiel in den meisten Fällen mit Urnenbestattungen zu tun. Überwiegend spielen nach Einschätzung der Pfarrerin dabei rein praktische Überlegungen eine Rolle: Der Wunsch des Verstorbenen oder der Angehörigen sei in der Regel, keine Last mit der Grabpflege zu hinterlassen. Für Mavridis ist die Form der Bestattung aus theologischer Sicht unerheblich. „Ich glaube, dass Gott so mächtig ist, dass er aus jeder Art von Staub wieder den Körper formen könnte. Wichtig ist die Hoffnung auf die Auferstehung und ein Leben bei Gott.“

Unter dem Aspekt der ökologischen Nachhaltigkeit nach dem Lebensende gibt die Bibel also einen klaren Hinweis: Der Mensch verwest und wird zu dem Material, aus dem Gott ihn geformt hat. Aus christlicher Perspektive entscheidender ist ein nachhaltiger Lebensstil im Sinne einer Beziehung zu Jesus Christus. Denn er hält das Leben in Fülle bereit – das auch jenseits seiner physischen Grenzen nachhält. |

Anzeige










## 24.–26. September 2023

# Antisemitismus heute

Kongress in Schwäbisch Gmünd mit Dr. Michael Blume, Ahmad Mansour und vielen anderen.





[www.schoenblick.de/antisemitismus](http://www.schoenblick.de/antisemitismus)

Immer schön gleichmäßig: So geht es mit Vollgas über den See.

## KINDERGLAUBE

# Im Drachenboot zu einer christlichen Erkenntnis

In ihrer Freizeit rudern die Böcking-Kinder im Drachenboot mit anderen um die Wette. Dabei lernen sie Erstaunliches darüber, was einen christlichen Lebensstil ausmacht.

Elsa (11) und Fritz (10) haben seit etwa einem Jahr ein ungewöhnliches Hobby: Drachenboot. Ihre Mannschaft trainiert auf einem See in unserer Nähe: Ungefähr 16 kleine Sportler sitzen in Zweier-Reihen in einem langen, schmalen Boot und geben Vollgas. Es geht nur dann schnell vorwärts, wenn alle im gleichen Takt ihre Paddel eintauchen. Als ich den Kindern im Juli bei ihrem ersten Wettkampf zugeschaut habe, war ich gerührt. Unser Junior-Team trat auch gegen Erwachsene an – und zischte manchem Boot davon, weil alle so fleißig trainiert hatten. Synchron, ein eingespieltes Team, immer mit Rücksicht auf diejenigen an Bord, die nicht so schnell mithalten können.

Nun ist Drachenboot gewiss keine klassische biblische Metapher. Trotzdem steht dieses kindliche Füreinander und Miteinander im Boot für etwas, das man nicht so oft auf Twitter, TikTok oder Insta findet. Dort geht es meist um „Du allein zählst!“, „Alles ist möglich, wenn du an dich selbst glaubst!“ Selbstoptimierung als höchstes Gut. Wenn es im Drachenboot aber allein um das ICH ginge, würde das ICH im Kreis paddeln ...

Meiner Erfahrung nach ist es nicht immer einfach, die Kinder daran zu erinnern, dass im Glauben eben nicht nur das Ego im Zentrum steht. Sondern das WIR. Gott hat alle Menschen lieb. Wir sollen nicht nur Liebe in Anspruch nehmen, sondern sie auch verschwenderisch weitergeben. Oder altmodisch: einander dienen. Nein, davon ist selten auf Youtube und Co. die Rede. Umso krasser ist oft der Perspektivwechsel.

## Der Einzelne ist wichtig fürs Team

Ein Beispiel: Wenn jemand fies zu einem unserer Kinder war, dann wird selbstverständlich ordentlich zu Hause darüber gemotzt. Besonders Carl (8) und Fritz (10) sind Quellen der Kreativität, wenn es um Schimpfwörter geht. Aber: Beim Abendgebet halten wir auch Fürbitte für die vermeintlichen Übeltäter. Häufig kommt es vor, dass ich dann viel mehr Hintergrund erfahre oder wir merken, was hinter einer Beschimpfung oder einem Schubser steckt. Es wächst Verständnis, Zorn ver Raucht. Ziel ist nicht mehr, recht zu haben oder als alleiniger Sieger dazustehen. Es ist ein holpriger Weg und selbstverständlich klappt das nicht immer. Aber es lohnt sich.

Es gibt Tage, an denen die Kinder überhaupt keine Lust auf das Paddel-Training haben. Sie gehen trotzdem. Für ihr Team. Denn auch das passiert, wenn man nicht nur sich selbst dient, sondern einer Mannschaft, einer Gruppe, der Familie, der Gemeinschaft: Man erfährt Wertschätzung, wie wichtig jeder einzelne sein kann für den anderen. |



**Daniel Böcking, 45 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht“ und „Warum Glaube großartig ist“ (Gütersloher Verlagshaus). Nach Stationen in den Chefredaktionen bei BILD und der Agentur Storymachine kümmert er sich bei BILD um die strategische Ansprache des Publikums. Mit seiner Frau und den vier Kindern lebt er bei Berlin.**



Über einen Zeitraum von mehr als 350 Jahren wurden Menschen aus Afrika als Sklaven nach Europa oder in europäische Kolonien in Amerika gebracht

# VERSKLAVT IM NAMEN GOTTES – UND DES PROFITS

Vor 200 Jahren wurde die Sklaverei offiziell in Europa abgeschafft, Millionen Menschen waren zuvor jahrhundertlang aus Afrika verschleppt worden für den Profit der Europäer. Auch die Kirchen profitierten von der Ausbeutung. Derzeit beginnt eine Kultur der Entschuldigung.

Jörn Schumacher

Ich entschuldige mich für die Taten des niederländischen Staates in der Vergangenheit; über Jahrhunderte hinweg haben der Staat und seine Vertreter Sklaverei ermöglicht und angeregt und er hat von ihr profitiert.“ Im Dezember 2022 bat der niederländische Premierminister Mark Rutte um Entschuldigung für die Verbrechen der Sklaverei, die sein Land wie kaum ein anderes in Europa begangen hat. Die Niederlande hatten im 16. und 17. Jahrhundert etwa 600.000 Afrikaner als Sklaven verschleppt, meistens in die Karibik und nach Südamerika. Die Sklaverei wurde dort formell im Jahr 1863 abgeschafft, es dauerte noch zehn weitere Jahre, bis die Praxis wirklich aufhörte.

In der Folge wuchsen die Vereinigten Niederlande zur größten Handels- und Wirtschaftsmacht des 17. Jahrhunderts heran.

Die Tausenden Sklavenschiffe machten das „Goldene Zeitalter“ möglich, einen immensen Reichtum, dem wir die Hochkultur um Maler wie Rembrandt, Jan Vermeer und Frans Hals verdanken. Niemand, der heute lebe, trage noch persönlich Schuld an der damaligen Sklaverei, stellte Rutte fest. Aber der Staat trage Verantwortung für das vielfache Leid, das die Sklaven und ihre Nachkommen erdulden mussten. Zeitgleich mit Ruttés Rede waren Minister in sieben Länder gereist, die ehemals Kolonien der Niederlande waren, in Südamerika und in der Karibik. Ein bedeutender Akt, wenn man bedenkt, dass der transatlantische Sklavenhandel nun schon seit mehr als 200 Jahren passé ist. Lange hatte Rutte sich gegen eine solche öffentliche Entschuldigung ausgesprochen, da die Spaltung in der niederländischen Gesellschaft in dieser Frage immer noch groß ist.

Auch Großbritannien verdankt seinen Reichtum zu großen Teilen einem imperialen System, das auf Sklaverei aufbaute. Die Kirche von England hat längst erkannt, dass auch sie maßgeblich von der Ausbeutung afrikanischer Menschen profitiert hat. Und beginnt mit einem Aufarbeitungsprozess. Die Finanzverwaltung der Anglikanischen Kirche, die „Church Commission“, wacht über ein Vermögen von rund 8,3 Milliarden Dollar. Das Vermögen ging aus einem Fonds namens „Queen Anne’s Bounty“ hervor, der bis auf das Jahr 1704 zurückgeht. Im Jahr 2019 begannen die „Church Commissioners“ mit einer Durchforstung ihrer Archive zur Verstrickung des Kirchen-Fonds mit der Sklaverei. Vor wenigen Monaten wurde der Bericht fertig.

## Dunkles Erbe jahrzehntelang ignoriert

Es scheint, als stehe der Prozess um die Aufarbeitung der dunklen Vergangenheit vieler heutiger Staaten und Organisationen noch ganz am Anfang. Die Schrecken des jahrhundertelangen Sklaven-tums und die Schuld sind an vielen Stellen vielleicht nie wirklich angegangen worden. Und ihre Folgen reichen noch heute tief in die Gesellschaft hinein – und das nicht nur in den Ländern der Opfer.

Als im Januar die Finanzverwaltung der anglikanischen Kirche ihren Bericht veröffentlichte, wurde klar: „Im 18. Jahrhundert investierte der ‚Queen Anne’s Bounty‘ eine größere Menge seines Geldes in die ‚South Sea Company‘, ein Unternehmen, das mit versklavten Menschen gehandelt hat. Er erhielt zudem mehrere Zuschüsse, von denen viele mit großer Wahrscheinlichkeit von Personen stammen, die vom transatlantischen Sklavenhandel oder der Arbeit auf den Farmen profitiert haben.“ Im Jahr 1777 enthielt der Fonds der „South Sea Company“ rund 440.962 Pfund, was nach heutigen Maßstäben rund 894 Millionen Euro entspräche. Die Kirche von England setzte mit ihrem Vermögen

## „Die Investoren wussten, dass Menschenhandel betrieben wird.“

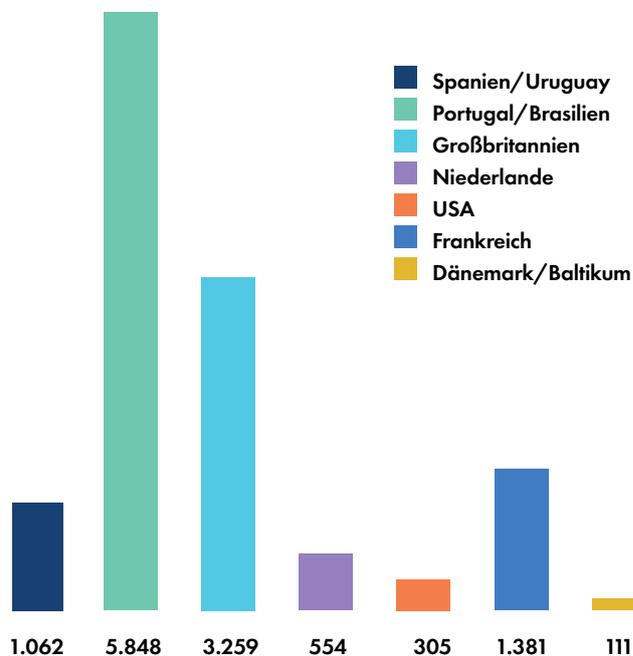
zu etwa 30 Prozent auf die Einnahmen dieses Unternehmens. Der Profit des kirchlichen „Queen Anne’s Bounty“ zwischen den Jahren 1708 und 1793 belief sich auf rund 1,5 Millionen Pfund – nach heutigen Maßstäben etwa drei Milliarden Euro. Zum Vergleich: Die Einnahmen durch Spenden betragen in jener Periode nur 14 Prozent des Kirchenvermögens.

Gegründet wurde die „South Sea Company“ 1711 von einem Bankier und einem anonymen Baptisten. Auch die britische Regierung hatte ihren Anteil an der Gesellschaft. Die Handelsgesellschaft verschleppte in etwa 30 Jahren 34.000 Sklaven in „überfüllten, verdreckten, gefährlichen Schiffen und unter unmenschlichen Bedingungen“, wie es im Bericht heißt. Mindestens 96 Schiffsreisen mit Sklaven an Bord gab es in dieser Periode.

Die Autoren der Kirchenstudie bitten auch um Vergebung. „Jeder Mensch ist zum Bilde Gottes erschaffen, und Jesus lehrt uns, dass er kam, damit wir das Leben in Fülle haben“, schreiben sie,

## Millionenfacher Menschenhandel

Geschätzte Anzahl der Menschen, die von den jeweiligen Nationen zwischen 1501 und 1866 im transatlantischen Sklavenhandel aus Afrika gehandelt und vorwiegend in die europäischen Kolonien auf dem amerikanischen Kontinent und nach Europa gebracht wurden. Angaben in Tausend.



Quelle: slavevoyages.org

und weiter: „Sklaverei, die Menschen ihre Freiheit nimmt und sie ausbeutet für den eigenen Profit, war immer eine schändliche und furchtbare Sünde, und das wird sie immer sein.“ Am 11. Januar 2023 hat die Anglikanische Kirche umgerechnet etwa 115 Millionen Euro in Aussicht gestellt, die nun über einen Zeitraum von neun Jahren ausgezahlt werden an Gemeinschaften, die unter der Sklaverei zu leiden hatten. Ebenso soll von dem Geld Forschungsarbeit unterstützt werden, welche die Verbindungen der Kirche zur Sklaverei aufdeckt, in Diözesen, Kathedralen und Gemeinden.

Gareth Mostyn, Geschäftsführer der „Church Commissioners“, sagte in einem Radio-Interview der BBC: „Es besteht kein Zweifel daran, dass die Investoren damals wussten, dass die ‚South Sea Company‘ mit Sklaven gehandelt hat, und das ist ein Grund für uns heute, sich zu schämen, und wofür wir uns entschuldigen müssen.“ Der Erzbischof von Canterbury, Justin Welby, sagte bei der Veröffentlichung des Berichtes im Januar, es sei nun Zeit für die Kirche, die „beschämende Vergangenheit“ aufzuarbeiten. Der britische Historiker David Olusoga sagte gegenüber BBC: „Wenn man Vermögen aus der Vergangenheit erbt, erbt man damit auch immer Verantwortung – diese Tatsache hat man jahrzehntelang ignoriert.“

## Gebrandmarkt mit Kirchen-Symbol

Eine Ausstellung sollte den guten Willen der Kirche von England unterstreichen. Unter dem Titel „Versklavung: Stimmen aus den Archiven“ zeigte die Anglikanische Kirche bis März dieses Jahres



**In zehn Bildern dokumentierte William Clark 1823, wie schwarze Sklaven auf der Karibikinsel Antigua Zuckerrohr anbauen, ernten und verarbeiten. Welch schwere körperliche Arbeit das war, wird auf den Bildern nicht deutlich. Tausenden Sklaven kostete sie das Leben.**

drei Monate lang in London unmittelbare Beweise für die Verknüpfung zwischen Kirche und Sklaverei. Zu sehen war etwa ein Brief, in dem eine unbekannte gläubige Sklavin aus Virginia 1723 an den „Erzbischof von London“ um Freiheit bat. Die amerikanische Autorin Desirée Baptiste hat vor kurzem ein Theaterstück zu diesem Buch geschrieben. „Sie schauen auf uns herab, als wären wir Hunde“, schrieb die Sklavin, und bat darum, dass wenigstens die Sklavenkinder in Freiheit aufwachsen und im christlichen Glauben erzogen werden können.

Ebenso erzählte die Ausstellung die Geschichte des „Codrington“-Anwesens auf Barbados. Die „Codrington Plantations“ waren zwei Plantagen für Zuckerrohranbau, die 1710 vom Besitzer der „Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts“ (SPG) vermacht wurden. Diese „Gesellschaft für die Verbreitung des Evangeliums in fremden Regionen“ wurde von der Anglika-

der Sklavenhandel verboten, doch Sklaverei gab es immer noch. Noch um 1820 arbeiteten 359 Sklaven auf der Codrington Plantage. Erst als 1833 in England der „Slavery Abolition Act“ in Kraft trat, wurden sie freigelassen. Die SPG wurde großzügig entschädigt, die freigelassenen Sklaven blieben land- und mittellos zurück. Die „Church Commissioners“ teilten mit, die SPG, die heute „United Society“ heißt, unternahme derzeit eigene Forschungen zu ihrer Sklaven-Geschichte.

## Sklaven-Bibeln ohne Verweise auf Freiheit

Eines der erschütterndsten Zeugnisse der Verstrickungen zwischen Kirche und Sklaverei war in der Londoner Ausstellung ebenfalls zu sehen: eine äußerst seltene Ausgabe einer „Sklaven-Bibel“.

Diese Bibeln hatte die Anglikanische Gesellschaft für Sklaven gedruckt, aus ihnen waren jedoch all jene Textstellen getilgt, die mit Freiheit zu tun hatten, damit die Sklaven nicht auf falsche Gedanken kamen. Die in London ausgestellte Sklaven-Bibel wurde im Jahr 1807 im Auftrag der „Society for the Conversion of Negro Slaves“ gedruckt, um afrikanische Sklaven zu erziehen – damit sie mehr Profit abwarfen. Das war drei Jahre nach dem Sklavenaufstand auf Haiti – offenbar hatte man Angst, dass so etwas erneut passieren könnte. Die Bibeln enthielten nur etwa 20 Prozent des Original-Textes.

Anthony Schmidt vom Bibel-Museum in Washington, D.C., erklärt: „Etwa 90 Prozent des Alten Testaments fehlen darin, sowie 50 Prozent des Neuen Testaments. Oder anders ausgedrückt: Es gibt in einer normalen protestantischen Bibel 1.189 Kapitel, in dieser Bibel gibt es nur 232.“ Passagen wie jene aus

## „Wenn man Vermögen aus der Vergangenheit erbt, erbt man damit auch immer Verantwortung.“

nischen Kirche gegründet, um Missionare und Lehrer in die neuen Kolonien zu entsenden. Auf der Codrington-Farm arbeiteten Hunderte von afrikanischen Sklaven und sie galt als eine der brutalsten auf ganz Barbados. Die kirchliche Organisation SPG wurde damit eine bedeutende Sklaven-Eigentümerin auf Barbados im 18. und frühen 19. Jahrhundert.

Viele Sklaven trugen ein Brandzeichen mit den Buchstaben SPG auf ihrem Körper – um ihnen das Fliehen zu erschweren. Vier von zehn Sklaven starben innerhalb von drei Jahren an Ruhr, Typhus und Erschöpfung, wie aus einem Bericht von 1740 hervorgeht. Im Jahr 1783 nutzte Bischof Beilby Porteus, ein früherer Vorkämpfer für die Abschaffung der Sklaverei, die jährliche SPG-Predigt, um die Zustände auf den Codrington Plantations zu schildern, und rief die SPG dazu auf, ihre Verbindung mit dem Sklavenhandel aufzugeben. Ab 1789 beantragte der anglikanische Politiker William Wilberforce im Parlament fast jedes Jahr die Abschaffung des Sklavenhandels. Nach 18 Jahren war er erfolgreich. Zwar war

dem Galaterbrief fehlen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Galater 3,28) Auch die Geschichte vom Exodus der Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten ließen die frommen Sklavenbetreiber weg. Die Geschichte von Josef jedoch, der in Sklaverei lebte, aber gehorsam war und aufstieg und das Ansehen seines Herrschers erlangte, ließ man im Buch.

Von diesen Bibeln, die für afrikanische Sklaven auf Jamaika, Barbados und Antigua gedacht waren, existieren heute nur noch drei Stück. Eine gehört der Fisk University in Nashville, die anderen beiden befinden sich in Großbritannien. Als die Sklaven-Bibel im Washingtoner Bibel-Museum ausgestellt war, habe es große Bestürzung unter den Besuchern ausgelöst, berichtet Schmidt. Für den Profit war man bereit, den christlichen Glauben zu pervertieren – besteht doch die Botschaft Jesu darin, dass Gott die Menschen frei machen will. |

Seien Sie dabei!

4. September 2023

17 bis 19:30 Uhr

# PRO-Gespräch

## mit Frank Heinrich



Wer sind die Menschen, die in Berlin politische Entscheidungen treffen?  
Was bestimmt ihr Denken? Haben christliche Werte überhaupt noch eine  
Bedeutung im politischen Handeln?

Wir laden Sie ein, mit Frank Heinrich über diese und weitere Fragen  
zu sprechen. Er war von 2009 bis 2021 Abgeordneter im Deutschen  
Bundestag und ist seit September 2022 Vorstand der Evangelischen Allianz  
Deutschland.

Melden Sie sich kostenfrei noch heute zu unserem  
Online-Gespräch an:

► [medieninitiative.pro](https://medieninitiative.pro)



Weiter Informationen:  
(0 64 41) 5 66 77 00

Bitte  
unterstützen  
Sie uns mit einer  
Spende.

[medieninitiative.pro](https://medieninitiative.pro)

# PRO UND KONTRA

Der Podcast

Johanna Klöpfer und Nicolai Franz diskutieren  
umstrittene Themen – kontrovers, aber immer fair.  
Denn es gibt Menschen, die sehen das anders.

► [pro-medienmagazin.de/proundkontra](https://pro-medienmagazin.de/proundkontra)



## Kontakt

### LESERSERVICE

Telefon (0 64 41) 5 66 77 77  
info@pro-medienmagazin.de

► [pro-medienmagazin.de](https://pro-medienmagazin.de)

### NACHBESTELLUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 52  
info@pro-medienmagazin.de

### ANZEIGENBUCHUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 67  
layout@pro-medienmagazin.de

## Impressum

### HERAUSGEBER

Das christliche Medienmagazin PRO  
ist ein Arbeitsbereich der christlichen  
Medieninitiative pro e.V.

Charlotte-Bamberg-Straße 2  
35578 Wetzlar

### VORSITZENDER

Dr. Hartmut Spiesecke

### GESCHÄFTSFÜHRER

Christoph Irion (V.i.S.d.P.)

Amtsgericht Wetzlar, VR1399

### BÜRO WETZLAR

Charlotte-Bamberg-Straße 2  
35578 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 5 66 77 00

Telefax (0 64 41) 5 66 77 33

### BÜRO BERLIN

Friedrichstraße 55 a  
10117 Berlin

Telefon (0 30) 2 09 15 79 20

Telefax (0 30) 2 09 15 79 29

### REDAKTION

Martina Blatt,  
Dr. Johannes Blöcher-Weil,  
Swanild Brenneke, Nicolai Franz  
(Redaktionsleitung Digital), Anna  
Lutz, Norbert Schäfer, Martin  
Schlorke, Johannes Schwarz,  
Jonathan Steinert (Redaktionsleitung  
Print)



CHRISTLICHE  
MEDIENINITIATIVE  
PRO

### SPENDENKONTO

PRO finanziert sich zum Großteil  
durch Ihre Spende.

Volksbank Mittelhessen eG  
DE73 5139 0000 0040 9832 01  
BIC VBMHDE5F

► [pro-medienmagazin.de/spenden](https://pro-medienmagazin.de/spenden)

### LAYOUT

Laura Schade  
DRUCK L.N. Schaffrath GmbH & Co.  
KG DruckMedien

### BEILAGE

Israelnetz Magazin  
TITELBILD picture alliance / Pacific  
Press | Lev Radin

© Das christliche Medienmagazin PRO



[www.blauer-engel.de/uz195](https://www.blauer-engel.de/uz195)

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Dieses Druckerzeugnis wurde mit dem Blauen Engel gekennzeichnet.

LISTEN ON Spotify

Anhören auf Apple Podcasts

Jetzt anhören auf amazon music

Bei Google Podcasts anhören

# Lesen, hören und sehen



Damaris Kofmehl:  
„ABRAHAM“



SCM Hänssler, 352 Seiten, 25 Euro



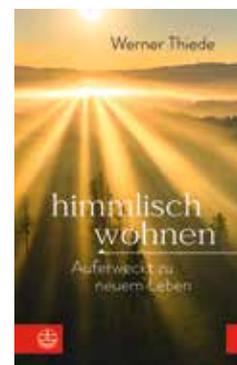
Silke Müller:  
„WIR  
VERLIEREN  
UNSERE  
KINDER“



Droemer, 224 Seiten, 20 Euro



Werner Thiede:  
„HIMMLISCH  
WOHNEN“



Evangelische  
Verlagsanstalt Leipzig, 72 Seiten, 12 Euro

## Packender Bibel-Thriller

Schon „Noah“ war ein emotionsgeladener Bibel-Thriller, den man gar mehr aus der Hand legen wollte. Nun hat Autorin Damaris Kofmehl nachgelegt: „Abraham“ heißt ihr neues Werk. Auch hier erzählt sie die Geschichte der Hauptfigur: Mit der Bibel als Grundlage und eigenen Ausschmückungen, neuen Szenen und Charakteren. Herausgekommen ist wieder ein packendes Werk, das sich um die Geschichte Gottes mit Abraham und seinem Volk dreht. Dass das Buch in einigen Teilen Fiktion ist, macht den Reiz aus: Kofmehl erweckt die Figuren zum Leben. Als Leser ist man sofort mittendrin in der Geschichte. Die Charaktere mit all ihren Emotionen von Freude, über Wut und Trauer bis hin zum Hadern mit Gott stehen im Mittelpunkt. Das eröffnet dem Leser ganz neue Blickwinkel auf die so vertraute Bibelgeschichte, die beim genaueren Hinsehen voll von persönlichen Schicksalen und unglaublichen Wendungen ist. Besonders schön: Auch dieses Buch zeichnet das Bild von einem unfassbaren, allmächtigen Gott, der mit ganz normalen Menschen seine unglaubliche Geschichte schreibt – eine tolle Ermutigung, die man mit in den Alltag nehmen kann.

Swanhild Brenneke

## Der Weckruf im Buchformat

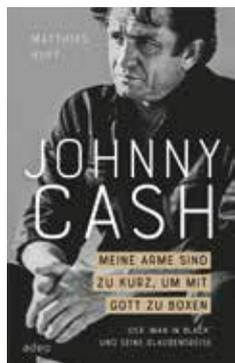
Viele Kinder sind den sozialen Medien hilflos ausgeliefert. Damit Kinder und Jugendliche sie reflektiert nutzen können, sieht Silke Müller vor allem die Eltern in der Pflicht. Die Autorin vom „Wir verlieren unsere Kinder!“ sendet einen Weckruf, Kinder in der digitalen Welt nicht alleine zu lassen. Dabei schürt sie trotz erschütternder Beispiele weder Ängste, noch lehnt sie Digitalisierung ab. Die Pädagogin fordert aber einen altersgerechten Umgang mit dem Smartphone und genauso vehement eine digitale Ethik. Müller appelliert mit Herz, Verstand und einem moralischen Gewissen, Heranwachsende in ihrer Mediennutzung zu begleiten. Dazu gehöre zum Beispiel, dass erst 14-Jährige ein Smartphone bekommen sollten. Auch ein medienfreier Tag pro Woche gehört zu den konkreten Vorschlägen. Erwachsene müssten Jugendlichen das Rüstzeug mitgeben, um einen Weg für „Mitmenschlichkeit, Toleranz und einen friedvollen Umgang miteinander“ zu ebnen. Müller hat ein Buch aus der Praxis für die Praxis geschrieben, in dem sie eine zeitgemäße und an Werten orientierte Medienerziehung fordert. Die Tipps müssen für den Alltag eingeübt werden, aber sie können eine gute Chance sein, um „verlorene Kinder“ zurückzugewinnen.

Johannes Blöcher-Weil

## Blick in den Himmel

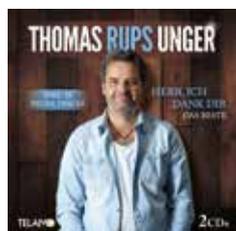
Was kommt nach dem Tod? Der Theologe Werner Thiede rät, sich frühzeitig mit der Vorsorge für die Ewigkeit zu befassen. Denn auszuschließen, dass es ein Leben nach dem Tod gibt, sei es nicht. Im Gegenteil. In zwölf kurzen, lohnenden Kapiteln, zu denen er jeweils ein eigenes Gedicht gesellt, entfaltet Thiede verschiedene Facetten des „himmlischen Wohnens“. Faszinierend, was alles in diesem Bild steckt – sei es das Wohnen beim himmlischen Vater, die Angst vor Obdachlosigkeit nach dem Tod oder der Umzug. Thiede erläutert in einem gewinnenden, gut verständlichen theologischen Plauderton, was die Bibel zum Thema Ewigkeit sagt. Er zieht zahlreiche Verse heran, nennt die Positionen anderer Theologen und zieht eigene Schlussfolgerungen. Auch naheliegende Fragen greift er auf, findet und argumentiert nachdenkenswert Antworten. Allen voran: Kommen alle Menschen in den Himmel? Thiede betont: Entscheidend ist die Beziehung zu Jesus und seine Gnade. Der Autor ist klar, aber nie belehrend. Vor allem zeigt er, welche Hoffnung, welcher Trost im Glauben an das ewige Leben liegt – und welcher Grund zur Freude im Hier und Jetzt.

Jonathan Steinert

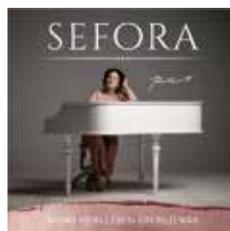


**Matthias Huff:**  
**„JOHNNY CASH —  
 MEINE ARME SIND ZU  
 KURZ, UM MIT GOTT ZU  
 BOXEN“**

adeo, 256 Seiten, 22 Euro



**Thomas Rups Unger:**  
**„HERR, ICH DANK  
 DIR - DAS BESTE“**  
 2 CDs, BMG Rights Management  
 (Telamo), 17,99 Euro



**Sefora Nelson:**  
**„WENN MEIN LEBEN EIN  
 BILD WÄR“**  
 Gerth Medien, 18 Euro (CD)



**Sam Samba:**  
**„BERGEVERSETZER“**  
 Gerth Medien, 18 Euro (CD)

## Der Aufrichtige

Das Leben des Sängers Johnny Cash ist eng mit einem tiefen christlichen Glauben verknüpft. Der Journalist Matthias Huff beschreibt das Leben eines faszinierenden Mannes, der gespalten war zwischen Gut und Böse, Hölle und Erlösung; eines Sünders mit Drogenproblem, der zugleich ein ehrlicher Prediger war, ein liebender Ehemann und Vater. Huff gelingt es, über das teilweise Bekannte hinaus Cashes christlichen Glauben zum Leuchten zu bringen, seine Leidenschaft für Jesus, und das trotz – oder gerade wegen – seiner vielen Eskapaden. Johnny Cash war beides: bibeltreuer Christ und „Badass“. Oder um es mit Bono von der Band „U2“ zu sagen: „Im Vergleich mit Johnny Cash sind wir alle Weicheier. Er singt wie der Dieb, der neben Christus gekreuzigt wurde, und dem Jesus wegen seiner Aufrichtigkeit versprach, dass er noch in dieser Nacht das Paradies sehen würde.“

Jörn Schumacher

## Jesus statt Holzmichl

Der ehemalige Sänger der Volksmusikgruppe „De Randfichten“, Thomas Unger, bekehrte sich vor einigen Jahren zu Jesus. Er verließ die Band, die durch den Song „Lebt denn dr alte Holzmichl noch?“ bekannt wurde. Auf seinem neuen Solo-Album singt er offen über seinen christlichen Glauben. Der „Cowboy aus’n Arzgebirg“ bekennt im gleichnamigen Country-Song: „Mein starker Herrgott ist immer mit dabei. Sein reicher Segen umgibt mich täglich neu. Freude im Herzen und reichlich Zuversicht – Reichtum, das brauch’ ich nicht.“ Der Musiker, der PRO erzählte, wie er unter Angst-Attacken litt und Jesus ihn frei machte, erkennt in „Vergib mir, Gott“: „Ich habe so viel Zeit verschwendet, jetzt weiß ich, wohin ich gehöre und dass es dich gibt.“ Ein beeindruckendes, sehr persönliches Zeugnis für Schlager- und Country-Fans.

Jörn Schumacher

## Lebensbild mit Gott

In ihrem neuen Album „Wenn mein Leben ein Bild wär“ stellt sich Sefora Nelson ihr Leben als ein Bild vor, das sie gemeinsam mit Gott gestaltet. Mit eindrucksvoller Stimme nimmt Nelson die Hörer mit in ihre Beziehung zu Gott: „Du liebst, du heilst, auch wenn ich es noch nicht sehe. Deine Liebe verlässt mich nicht. Dir vertraue ich mein Leben an.“ Mut, Vertrauen und Glaube durch Gottes Verheißungen sind wichtige Themen, die Nelson in ihren Songs verarbeitet. Zugleich lädt sie ein, mit ihren Liedern bei Gott zur Ruhe zu kommen. Sie begleitet sich selbst auf dem Klavier und schafft damit eine ruhige und gleichzeitig spirituelle Atmosphäre. Das Album ist als Aufzeichnung von einem ihrer Solo-Auftritte entstanden, so fühlt man sich als Hörer in ein Live-Konzert von Nelson versetzt. Empfehlenswert vor allem für Menschen, die reduzierte Musik mit geistlich-emotionaler Tiefe mögen.

Petra Görner

## Neue Lobpreislieder

Einfache Texte, moderne Beats, eine tolle Stimme, Fokus auf Gott: Das ist das Rezept von „Bergeversetzer“ von Sänger Sam Samba und Produzent Chris Lass. Egal ob Balladen wie „Barmherziger“ oder die kraftvollen „Lobeshymnen“, dieses musikalische Werk ist eindeutig fürs Mitsingen und Mitloben gemacht. Die Produktion balanciert sicher zwischen Elektropop und Worship-Einflüssen, immer wieder garniert mit kreativen Momenten wie den Halo-Wach-Drumfills bei „Dieses Lob“. Das Album kommt mit seiner Konzentration auf das Lob der Gnade Gottes eher monothematisch daher, was bei modernen christlichen Liedsammlungen aber eher die Regel ist – weil das Publikum es so will? Wer eine Gemeinde von neuen Songs überzeugen will, braucht jedenfalls gute Hooklines, die den Zuhörer packen und im Gedächtnis bleiben. Die liefert Sam Samba fraglos.

Nicolai Franz

publicon Akademie

# Erwecke deine Kreativität

PODCASTS PRODUZIEREN

FILME MACHEN

WER REDET, FÜHRT

STORYTELLING

SOCIAL MEDIA

8.-9. September 2023

22.-23. September 2023

6.-7. Oktober 2023

13.-14. Oktober 2023

21. Oktober 2023

Jetzt anmelden und dabei sein:

[publicon.org](https://publicon.org)

Werde Teil unseres Netzwerks  
und bleibe mit uns in Kontakt:

[publicon.org/newsletter](https://publicon.org/newsletter)



Kamera deines Smartphones  
starten und auf den QR-Code  
richten – so kommst du  
direkt zu [publicon.org](https://publicon.org)

